Die Christliche Welt

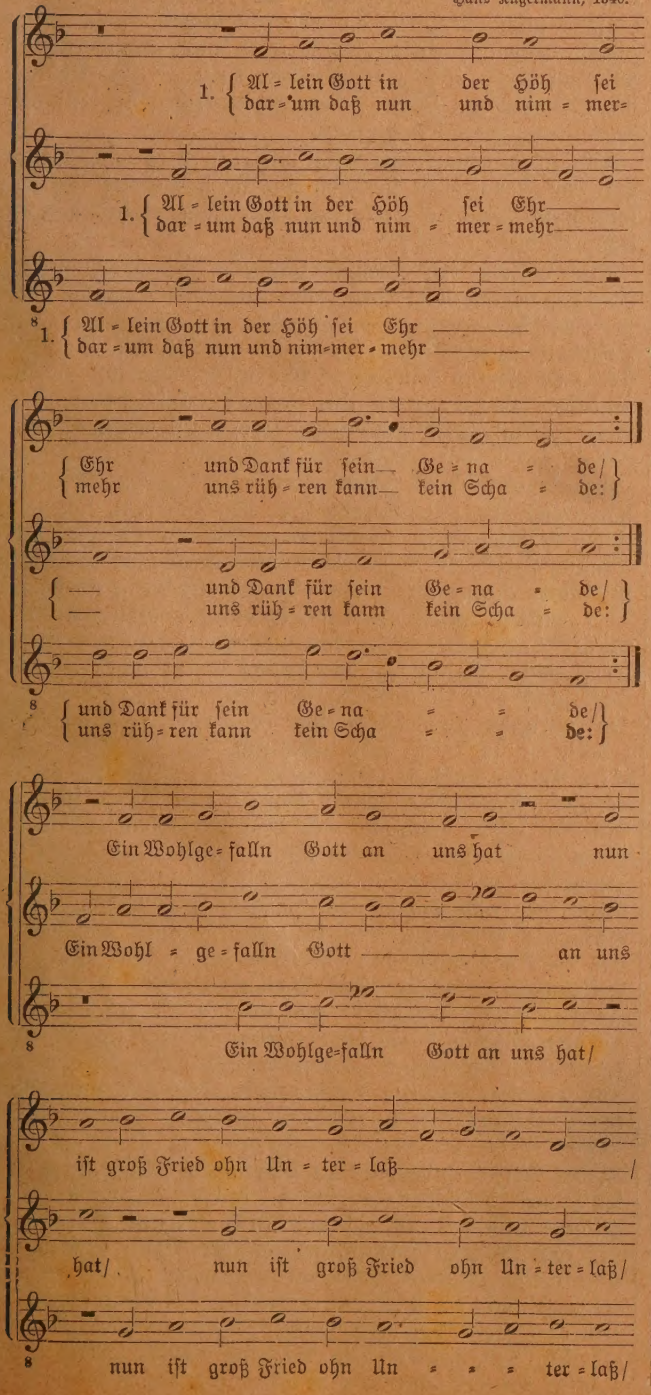
HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

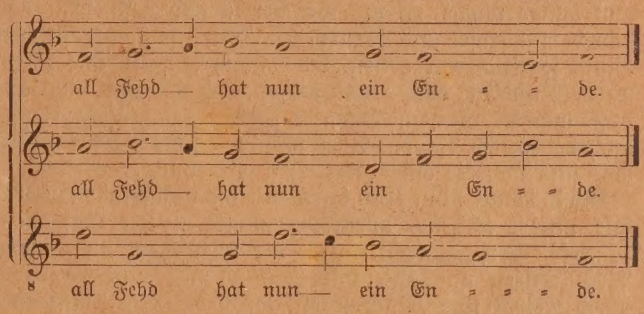
Nr. 1 — Gotha, 7. Januar 1928 — 42. Jahrgang

Inhalt: Allein Gott in der Höh sei Ehr! [Sp. 1] — Vom Haben des Christen. 1 [Sp. 3] — Parlament und Common Prayer Book [Sp. 3] — Elmer Gantry typisch? Wofür? [Sp. 8] — Ein Wort für das Palästinawerk des Zionismus [Sp. 11] — Psychische Schulung in Tibet. Erstes Stück [Sp. 14] — Ueber die Todesstrafe [Sp. 18] — Das Blaue Kreuz [Sp. 21] — Die Kirchenfahne [Sp. 27] — Das Berneuchener Buch [Sp. 29] — Singbewegung und Gemeinde [Sp. 31] — Vom Predigen (Uckeley, Fezer, Hesselbacher, Schowalter u. A.) [Sp. 34] — Von Jeremias Gotthelfs Söhne [Sp. 37] — Zur wirtschaftlichen und sozialen Lage. Der Kampf in der Eisenindustrie [Sp. 38] — Wöchentliche Chronik [Sp. 41] — Verschiedenes: Eine Gewissensfrage; Merianbücher [Sp. 44] — Versammlungskalender

Allein Gott in der Höh sei Ehr!

Hans Kugelmann, 1540.





Gloria in excelsis Deo! Das ist der Engel-Lobgesang, der uns aus der Weihnachtsgeschichte noch nachklingt, aus der Verkündigung an die Hirten, in die die Menge der himmlischen Heerscharen einfällt zu solchem Lobe Gottes. Und nicht nur die Engelheere. Die christliche Gemeinde hörte und sang in diesem Lobgesang ihre eigene Antwort auf die frohe Botschaft der Weihnacht. So wurde der Gesang der Engel zu dem Morgenlied der alten griechischen Kirche. Und so konnte Luther von ihm sagen:

> Diese Kirche, darinnen wir predigen, beten, singen, Gott loben und danken, ist jetzt voll Engel; die singen mit uns und wir mit ihnen. Denn solcher Gottesdienst, da man vor Christo prediget, gefället ihnen von Herzen wohl. Darnach haben sie auch ein gutes Herz zu uns und sonderliche Freude daran, wenn wir untereinander friedlich und freundlich leben, item wenn wir guter Dinge und fröhlich sind, ob es schon nicht also gehet wie es gehen sollte und wir auch um des rechten Gottesdienstes und um unseres friedlichen Lebens willen Verfolgung leiden müssen. Solches ist ihrer Herzen Lust. Denn wir sind ihre Brüder und Schwestern zum Himmelreich, durch Christum erlöset und berufen; darum singen sie mit uns und haben's gern, wenn wir mit ihnen singen, sonderlich aber wenn wir uns also halten, wie dies Liedlein lehret.

Wir stellen den Lobgesang an den Anfang des neuen Jahres. Es ist die rechte Weise, wie wir Christen, die wir vom Weihnachtsfest kommen, das neue Tagewerk beginnen: im Blick nicht auf unser Werk und sein Ziel, sondern im Aufhorchen auf das Reden Gottes zu uns Menschen. Sofern dies Wort uns wirklich trifft, werden wir von der Entscheidung wissen, die die Antwort der Engel bedeutet: Allein Gott in der Höh sei Ehr!

*

Das Lied ist die reformatorische Übertragung des Lobgesangs der Engel. Der dreistimmige Satz stammt von dem Königsberger Tonsetzer Hans Kugelmann, dem wir eine ganze Sammlung solcher dreistimmigen Sätze zu Kirchenliedern der Reformationszeit verdanken. Es ist der älteste mehrstimmige Satz, den unser Lied erhalten hat.

Aber nicht deshalb bringen wir ihn hier. Es ist einer der trefflichen Sätze, in denen jede Stimme selbständig ihre eigene Melodie von Anfang bis zu Ende durchführt. Dadurch entsteht ein Zusammenklang, wie ihn die späteren auf Harmonien aufgebauten Sätze nicht erreichen.

Der Satz hat noch eine andere Auszeichnung: Er ist so einfach, daß er in jeder Familie oder in jedem kleinen Kreis gesungen werden kann. Hat man nicht die zwei Frauenstimmen und eine Männerstimme, für die der Satz geschrieben ist, so kann man ihn für Männerstimmen eine Oktave herunterzusetzen. W W

Vom Haben des Christen

1

Wir werden verkläret in dasselbe Bild von einer Klarheit zu der andern, als von dem Herrn, der der Geist ist. 2. Kor. 3, 18

Auch wir Protestanten wissen von einem Wunder der Wandlung. Und es steht nicht minder im Mittelpunkte unseres Glaubens, als bei den katholischen Christen. Wandlung ist auch uns — sozusagen von unten her, von den Menschen her angesehen — die große Tat Gottes, die in der Christnacht aus einem Worte Fleisch wurde, wie sie von oben her, von Gott her gesehen, das Werk der Erlösung ist. Ja, wir glauben noch an Größeres, als an Wandlung, nämlich an Verklärung: „Wir werden verkläret" — schreibt Paulus.

Daß alle die Wandlungen, von denen ein Jahr dem andern sagt, und deren stürmischer Ablauf uns wohl manchmal bange macht, zu unserer Verklärung geschehen: das gibt dem Wechsel und Wandel der Zeiten seinen tröstlichen Sinn. Freilich nur denen, die danach seufzen, anders zu werden, und die doch davon wissen, daß wir uns nicht anders machen können. Denn es geht über unsere Kraft, auch bei gutem Willen. Aber wir werden verwandelt. Wir sind Objekte einer göttlichen Erziehung.

Wieso denn? Nun eben durch alle die wechselnden Schicksale unsers Lebens, durch die immer neuen Aufgaben, Kämpfe, Versuchungen, durch die Menschen, die unsern Weg kreuzen und eine Strecke lang mit uns wandern, durch Heirat und Kindersegen, durch Krankheit und Genesung, durch Trübsal und Freude. So, wie Gold im Ofen geläutert wird, werden wir durch das bunte Leben, das Tag für Tag uns umbrandet und uns in neue Lagen reißt, verwandelt; und wollten wir ihm unsere Empfänglichkeit und unser Mitleiden versagen, so würden wir damit Gott aus der Schule laufen.

Allein, verwandelt werden wir zwar unbestreitbar, — aber auch verklärt? Das ist freilich kein Naturvorgang, wie das Wachsen und Früchtebilden des Baumes. Es gibt genug Menschen, die durch ihr Leben nicht klarer und reifer werden, sondern im Gegenteil, sie werden immer hohler und flacher, oder härter und bitterer, Menschenverächter und Gottesleugner, Lästerer über den Kinderglauben und Spötter über die Liebe. Nichts schrecklicher als ein ungläubiger Greis oder eine ungütige Alte. Ach, Alter werden heißt nicht von selbst Verklärt werden. Sondern nur dann, wenn der Mensch sein Leben mit Gott führt, oder, wie Paulus schreibt, mit dem Herrn, der der Geist ist, d. h. der mit uns gesprochen hat: denn die Sprache ist das einzige Ausdrucksmittel des Geistes, nur am Worte fassen wir den Geist. Wir werden durch den Wandel verklärt, wenn wir uns alle Schicksale von dem Worte Gottes deuten und erklären lassen, unser Glück und Gelingen nach der Weise: „Weißt du nicht, daß dich Gottes Güte zur Buße leitet?" unsere Schmerzen und Trauer nach der Weise: „Welchen der Herr lieb hat, den züchtigt er."

Luther sagt einmal im Katechismus: Wasser tuts freilich nicht, und Essen und Trinken tuts auch nicht, sondern das Wort tuts, das dabei ist. Das gilt von allen Gaben und Sendungen Gottes: sie tun ihr Werk an uns nur, wenn das Wort dabei ist und im Glauben angenommen wird. Lassen wir aber dem Herrn, der der Geist ist, Raum in unserer Seele, so bleibt über uns seine Verheißung, daß wir sollen verklärt werden von einer Klarheit zur andern.

Erich Foerster

Parlament und Common Prayer Book

Die Revision des Gebetbuches der englischen Kirche hat eine plötzliche und unerwartete Unterbrechung erfahren. Nachdem bei den Zusammenkünften in Canterbury und York, in der Kirchenversammlung und merkwürdigerweise auch im Oberhaus der das Gebetbuch betreffende Antrag eine bedeutende Stimmenmehrheit zu seinen Gunsten erhalten hatte, wurde er im Unterhaus mit 238 gegen 205 Stimmen abgelehnt. Wie ich schon in meinem ersten Artikel (1927 Nr. 24) erklärte, muß, nach einem Parlamentsbeschluß von 1919, die Nationalversammlung der englischen Kirche jeden von ihr gestellten Antrag den beiden Häusern zur endgültigen Annahme oder Ablehnung unterbreiten. Weder Ober- noch Unterhaus haben das Recht ein Amendement vorzuschlagen: wenn eines den Antrag verwirft, kann er nicht Gesetz werden. Es ist interessant, festzustellen, daß in sieben Jahren 25 Anträge unter diesen Bedingungen Gesetz geworden sind; nur bei zwei früheren Gelegenheiten sind Anträge abgelehnt worden. Einmal verweigerte das Oberhaus die Bestätigung eines neu zu errichtenden Bischofssitzes für die Grafschaft Shropshire wegen der daraus folgenden Änderungen in zwei älteren Diözesen; das andere Mal lehnte das Unterhaus einen Antrag ab, eine Anzahl kleiner Gemeinden im Mittelpunkte Londons zusammenzulegen und damit gewisse Veränderungen oder gar Beseitigungen einiger alter Stadtkirchen zu ermöglichen. Aber keiner dieser beiden Anträge besaß auch nur annähernd die Wichtigkeit des jetzt vorliegenden Antrags zur Revision des Gebetbuches. Ohne Frage ist da eine sehr ernsthafte Situation geschaffen worden.

Ehe ich auf die Krisis selbst eingehe, ist es wohl richtig, von der Debatte zu sprechen, die sie hervorrief: ich war sowohl im Ober- als auch im Unterhaus während sämtlicher Debatten anwesend.

Am Anfang der Woche glaubte man allgemein, daß das Unterhaus das Gebetbuch annehmen werde; doch waren nicht Wenige etwas unsicher, wie das Ergebnis im Oberhaus ausfallen würde. Die Mitglieder dieses Hauses sind naturgemäß konservativ und nicht abgeneigt, bei besonderen Gelegenheiten ihre Unabhängigkeit geltend zu machen. Außerdem hatte eine weit ausgedehnte Propaganda gegen das revidierte Gebetbuch von entschieden „anti-ritualistischen" Verbänden stattgefunden. Natürlich hatten sich auch die Befürworter der Revision, soweit es ihnen möglich war, und mit allen Kräften, starker Unterstützung versichert. Aber der Konservativismus der Lords und ihre Abneigung gegen jede Veränderung überhaupt — („warum lassen die Bischöfe das Gebetbuch nicht in Ruhe?") — war ein starker Hinderungsgrund für das zu Erreichende. Hauptstütze des neuen Gebetbuches war der Erzbischof von Canterbury, dem seine große Erfahrung, Aufrichtigkeit und Mäßigung den größten Einfluß im Oberhaus sicherten. Anhänger und Gegner hatten aus allen Teilen Englands Mitglieder des Oberhauses herbeigerufen: seit vielen Jahren war es niemals so stark besucht gewesen. Während der drei Tage dauernden Debatte waren die Galerien und ebenso die reservierten Plätze für die Geheimen Räte, Minister und Parlamentsmitglieder voll besetzt; es wurden von beiden Seiten glänzende Reden gehalten; schließlich bestand kein Zweifel, daß der Sieg, und zwar ein leicht gewonnener Sieg, den Anhängern des neuen Gebetbuches zufallen würde. Überzeugend wurde dargestellt, um was es sich handelte, und auf den Einwand, daß die Revision sich auch auf die strittigen Glaubensfragen wegen des Heiligen Abendmahls und gewisser geistlicher Vorbehalte erstrecke, antwortete der Erzbischof von Canterbury in wirkungsvoller Rede, daß es töricht sei beim Ausbessern einer Straße das Loch in der Mitte unbeachtet zu lassen. Die Aufzählung von Tatsachen und Beweisgründen durch die beiden Erzbischöfe und den Bischof von Durham, unterstützt durch die gewichtigen Vernunftgründe des Lord Chancellors und vieler anderer weltlicher Würdenträger, waren in jeder Hinsicht zu stark und gewichtig für die Gegner, die von zwei sehr beredten irischen Lords geführt wurden, nämlich dem Bischof von Norwich, früher Rektor, und seinem Bruder, vormals Richter, sowie von dem ihnen

nicht gleichwertigen ultraradikalen Lord Halifax. Unerwartet war doch die Höhe der entscheidenden Mehrheit für die Annahme: 241 gegen 88 Stimmen. Als ich nach der Bekanntmachung dieses Ergebnisses das Haus verließ, hörte ich einen Pair zu einem anderen sagen: „Je mehr ich von der Sache höre, desto befriedigter bin ich davon; vorher war ich nicht damit einverstanden." Also kann kein Zweifel bestehen, daß die überzeugende Darstellung des Falles von Männern, die Bescheid wußten, starken Einfluß auf die Pairs ausgeübt hatte.

Aber wenn am Mittwoch Abend des 14. Dezember unsere Hoffnungen mächtig gestiegen waren, Dank dem Oberhause, das dem Unterhaus den einzuschlagenden Weg gewiesen hatte, so lagen sie am Donnerstag um Mitternacht zerschmettert am Boden. Und aus welchem Grunde? Die unmittelbare Ursache der Niederlage war die verhältnismäßige Schwäche der Redner zu Gunsten des Gebetbuches, verglichen mit der Beredsamkeit und Leidenschaft der Gegenpartei. Der erste Lord der Admiralität, Mr. Bridgeman, der die Annahme der Reform beantragte, war sich schwerlich der Tragweite des endlichen Ausgangs bewußt, und leider erregte er die Entrüstung eines Teiles des Hauses durch unkluge Bemerkungen über Feindseligkeiten gegen die englische Kirche. Sir William Joynson-Hicks, Minister des Inneren und Führer der Opposition, hielt mit vollkommener Beherrschung und Mäßigung eine glänzende, überzeugende Rede ohne scharfe Kritik der Bischöfe und Hochkirchler. Beide Redner waren konservative Minister. Ihnen folgte Mr. Ammon, ein früherer Minister der Arbeiterpartei und Nonkonformist: er trat für das neue Gebetbuch ein. Die folgende, sehr eindrucksvolle Rede wurde von einem presbyterianischen Rechtsanwalt aus Schottland gehalten, Mitglied der Arbeiterpartei *); mit großer Wärme und viel Mut — in Anbetracht der Zuhörerschaft — behandelte er die wichtigsten Streitfragen der Kirche. Er sprach mit dem ganzen Eifer der Bekämpfer des Papsttums (No Popery!) und suchte das Unterhaus zu überzeugen, daß das neue Gebetbuch die Lehre von der Transsubstantiation wiederherstelle und damit „die Trennungslinie zwischen der englischen und römischen Kirche" beseitige. Fast alle anderen Redner der Opposition sprachen in ähnlichem Sinne, wenn auch mit weniger glühendem Eifer. Und da dem Unterhaus der Ruf No Popery! **) offenbar sympathisch war, so wurde es dem Rechtsgelehrten nicht schwer festzustellen, daß es während der letzten 30 Jahre den Bischöfen nicht gelungen sei, die Befolgung der Kirchenvorschriften zu erzwingen, und daß in dem neuen Gebetbuch die englische Kirche sich von der Protestantisch-Reformierten Tradition lossage. Leider ist es keinem der Redner zu Gunsten des neuen Gebetbuches gelungen, das Für des neuen Buches so überzeugend herauszustellen, wie es mehrfach im Oberhaus geschehen ist. Die Reform war selbstverständlich dazu bestimmt, diejenige Ordnung des Kirchendienstes zu schaffen, die den Bedürfnissen der Gegenwart entspricht, und zugleich die Grenzen zu zeigen, die in der englischen Kirche das Erträgliche vom Unerträglichen scheiden. Man hätte auch geltend machen können, daß gerade der Mangel einer solchen modernen Kirchenordnung der Grund der Disziplinlosigkeit gewesen sei, und daß die Beschaffung einer verbesserten Kirchenordnung durch die Kirche von 1927 das einzige Mittel sei, Disziplin zu erzielen. Aber weder Lord Hugh Cecil noch Mr. Baldwin, noch andere Redner, darunter Sir Henry Slesser, früher anglokatholischer Minister der Arbeiterpartei, machten genügenden Eindruck auf das Unterhaus zu Gunsten des Buches, weil sie den Gegenstand von ganz anderen Gesichtspunkten aus behandelten.

Was aber auch über die Mängel der Debatte und über die ganze Atmosphäre von Mißverständnissen oder Unwissenheit zu sagen wäre und darüber, ob die Entscheidung des Unterhauses darauf ausging, sich der protestantischen Opposition zu versichern oder nicht — Eines trat klar zu Tage und zwar mit den Worten der „Times": „No Popery! bleibt das unfehlbarste Kriegsgeschrei Englands." Es war die Empfindung, daß während längerer Zeit kirchliche Ausschreitungen stattgefunden hatten ohne ernstliche Bemühungen sie zu verhindern, verbunden mit dem Glauben, daß das neue Gebetbuch Vorbehalte in jeder Form anerkenne (während es darin Artikel 28 heißt: „Das Sakrament des Heiligen Abendmahles war, nach Christi Verordnung, ohne Vorbehalt und wurde nicht umhergetragen, emporgehoben oder verehrt") und der Vorstellung, daß die Form des neuen alternierenden Abendmahldienstes katholischer sei als der jetzige Gottesdienst, was die Annahme des neuen Gebetbuches verhinderte. Die Schwäche des Gesichtspunktes der Sieger besteht darin, daß ihnen die neuschaffende Staatsklugheit fehlt, um das alte Gebetbuch zu ersetzen. Die der extremen Richtung angehörenden Sieger wünschen die Kirche Englands endgültig auf eine bestimmte Gedankenschulung festzulegen, nämlich auf die protestantische Schulung. „Ich glaube nicht", sagte der schon oben erwähnte presbyterianische Rechtsanwalt, „daß die englische Kirche es auf die Dauer ertragen könnte, halb reformiert und halb römisch-katholisch zu sein. Entweder sie wird das Eine oder das Andere. Laßt die Kirche selbst wählen und macht nicht uns dafür verantwortlich."

Nach der Abstimmung kennzeichnete der Führer der Opposition, Sir William Joynson-Hicks in einem Sonntagsblatt seine Stellungnahme mit großer Offenheit. Er erhob keinen Einspruch gegen die Anhänger der Hochkirche aus der Zeit, bevor die anglokatholische Bewegung einsetzte; aber er sagte: „Diese beiden Ansichten, die anglokatholische und die evangelicale, können in derselben Kirche nicht nebeneinander bestehen." Sicherlich aber sind unter der Majorität derer, die sich am Donnerstag haben überreden lassen, für die Vertreter dieser extremen protestantischen Ansichten zu stimmen, Viele, die zu der Auffassung ihres Führers, daß in der englischen Kirche kein Platz für Anglokatholiken sei, in entschiedenem Widerspruche stehen. Obgleich die Anglokatholiken im Augenblick eine Niederlage erlitten haben, so ist nicht wahrscheinlich, daß die englische Kirche ihre Lehren nach der Ansicht Sir William Joynson-Hicks' umstellen wird. Sie wird weder anglokatholische noch evangelische Mitglieder ausschließen.

Allein viel wichtiger als die Niederlage der Anglokatholiken ist die sehr fühlbare Niederlage der Kirchenversammlungen und vor allem die der Bischöfe. Es ist eine auf sehr merkwürdige Weise zustande gekommene Niederlage, wie die Presse gezeigt hat. Die Mehrzahl der englischen Parlamentsmitglieder stimmte tatsächlich für den Antrag: leider vergebens, weil alle anwesenden irischen Mitglieder, 36 von 42 schottischen und 18 von 20 walisischen Mitgliedern dagegen stimmten. Aber eine Niederlage bleibt es, und die Frage muß gestellt werden: Was wird die Kirche, was werden die Bischöfe tun?

Sobald das Ergebnis der Abstimmung bekannt wurde, begaben sich die Bischöfe in den Lambeth-Palast, um darüber zu beraten. Eine Versammlung wurde einberufen, aber zur Zeit ist noch keine Kundgebung erfolgt. Man weiß, daß von den 43 englischen Diözesanbischöfen nur vier gegen das Buch stimmten. Bei der Macht der Kirche und der bischöflichen Autorität als Befürworterin des Buches ist es sehr unwahrscheinlich, daß man es als Ganzes fallen läßt. Und es ist auch nicht anzunehmen, daß die Bischöfe dem Vorschlag ihrer Gegner zustimmen werden, alles wegzulassen, was sich auf das Heilige Abendmahl bezieht, und das Buch an das Parlament zurückzuschicken. Dies wäre nicht nur eine demütigende Ergebung, sondern

*) Mr. Mitchell, der einen Cotton-Distrikt vertritt. D H
**) Schwer zu verdeutschen; wörtlich: „Kein Papsttum!"

auch ein Verlust bischöflicher Autorität dem Klerus gegenüber, wie sie die Bischöfe kaum wiedergewinnen würden. Einige raten der Kirche die Abstimmung im Unterhaus zu ignorieren, sich von den Kirchenversammlungen in Canterbury und York eine Bestätigung ausstellen zu lassen, das Buch in Umlauf zu setzen und abzuwarten, was das Unterhaus dazu sagt. Andere meinen, das Gebetbuch solle dem Parlament sobald als möglich zurückgeschickt werden, und zwar mit gewissen kleinen Änderungen, welche die Hauptgrundsätze des Buches nicht berühren, aber z. B. für weitere Sicherheitsmaßnahmen gegen den Mißbrauch des Sakraments sorgen, der tatsächlich im Widerspruch zur Lehre des 28. Artikels steht. Wieder Andere wünschen, daß die Bischöfe das Buch eine Weile ruhen lassen, inzwischen einen Antrag stellen zur Reform der geistlichen Gerichtshöfe, nach Richtlinien, denen eine sehr gut vertretene Kommission der Kirchenversammlung bereits zugestimmt hat, und das Buch erst wieder zur Sprache bringen, nachdem das Parlament den Antrag zur Reform der geistlichen Gerichtshöfe angenommen hat. Noch Andere sind der Ansicht, daß die Kirche selbst ihre Entstaatlichung mit dem daraus folgenden Wegfall der Zuschüsse fordern soll. Tatsächlich ist durch die Debatten und Abstimmungen im Parlament der Ausweg der Entstaatlichung wieder in den Vordergrund getreten. Auch haben einige Redner der liberalen und Arbeiterpartei im Unterhaus öffentlich erklärt, daß das gesetzlich eingeführte Kirchensystem und die sich daraus ergebende Abhängigkeit vom Parlament, das um seine Bestätigung von Kirchenlehre und Gottesdienst betreffenden Angelegenheiten ersucht werden muß, im zwanzigsten Jahrhundert eine Anomalie sei, deren Abschaffung sie wünschen. Aber ein Vorgehen der Bischöfe für Entstaatlichung als Ausweg für die Gebetbuchbewegung, ohne irgendwelchen Versuch weiterer Verhandlungen mit dem Parlament, ist nicht zu erwarten und würde auch innerhalb der Kirche auf starken Widerspruch stoßen. Und ein Antrag von Seiten der Politiker auf Entstaatlichung als Ausweg, im Gegensatz zu den Bischöfen, würde im jetzigen Unterhaus ebensowenig Erfolg haben wie im jetzigen Oberhaus. Es muß stark betont werden, daß die Debatten im Unterhaus der christlichen Religion durchaus sympathisch gegenüberstanden und weder antireligiöse noch antikirchliche Ansichten zum Ausdruck brachten. Im Gegenteil: die Stimmung des ganzen Hauses war eine entschieden religiöse, schon an sich ein Grund zur Dankbarkeit.

Die Lage ist ernst, aber man darf auch nicht übertreiben. Die englische Kirche muß sicherlich vollständige Freiheit beanspruchen, um sich ihr eigenes Gebetbuch zu schaffen und die Revision selbst zu bestimmen. Wenn ihr dies versagt wird, so bleibt ihr keine Wahl: sie muß sich weigern, noch länger Staatskirche zu sein.

Aber eine einmalige Abstimmung, als Abschluß einer Tagesdebatte im Unterhaus, ist nicht notwendig das letzte Wort, das das Unterhaus zu sagen hat. Und es wäre unvernünftig, behaupten zu wollen, daß lediglich eine solche Abstimmung, ohne dahinter liegende tiefere Ursachen und ohne weitere Versuche zur Verständigung eine jahrhundertalte Verbundenheit lösen könne. Was heute vorliegt ist dies: das Unterhaus hat an die englische Kirche die deutliche Frage gerichtet, ob sie ihre Lehre auch richtig ausgelegt hat. Das ist Alles. Es ist eine plötzliche Hemmung, nichts weiter. Auf jene deutliche Frage wird die Kirche antworten und diese Antwort aufrecht erhalten. —

Nachwort. In einem ausführlichen Erlaß, der am 22. Dezember herausgekommen ist, künden die Erzbischöfe an, daß das Haus der Bischöfe sich entschlossen hat, die Vorlage der Kirchenversammlung sobald als möglich wieder zu unterbreiten, und zwar mit Veränderungen, aber nur solchen Veränderungen, die dazu beitragen können, Mißverständnisse aus dem Wege zu räumen und ihre Ziele und Einschränkungen klarer und verständlicher zu machen. Die Bischöfe werden am 11. Januar wieder zusammentreffen und hoffen ihre wohldurchdachten Vorschläge der Kirchenversammlung und Konferenzen (convocations) im Februar vorlegen zu können.

Canterbury G K A Bell
Dean of Canterbury

Elmer Gantry „typisch"? — Wofür?!

That on the whole we are pretty bad of, religiously, over there, I am willing to admit, but that we have said the last word in religious perversity, I cannot see. (Daß wir aufs Ganze gesehen „drüben" in religiösen Dingen reichlich herunter sind, will ich gern zugeben; aber ich kann nicht sehen, daß wir das letzte Wort in religiöser Verderbnis gesagt haben.) Dieser Satz aus einem Privatbrief von amerikanischer Hand will mir nicht aus dem Sinn kommen. Der es schrieb, weilt als Austauschtheologe in Deutschland und hat die treffende Bemerkung gemacht, als er wieder einmal ein deutsches theologisches Urteil über Amerika vernahm, das in der üblichen Weise ein Zerrbild amerikanischen Christentums mit der Wirklichkeit verwechselte und dann — natürlich auf leichte Art — es kritisch verwarf. Einsichtige Amerikaner wissen über ihre Nationalschwächen selbst zur Genüge Bescheid. Das sagt auch unser Gewährsmann. Aber sie wehren sich dagegen, daß wir von außen her uns als Richter aufspielen und über „Americana" nur noch superlativisch wegwerfend reden. Hat der Amerikaner nicht Recht mit dieser Verwahrung?

Stellen wir uns nur für ein paar Augenblicke an seinen Platz! Sagen wir, ein Deutscher höre mit an, wie „drüben" Jemand, der Anspruch auf Bildung und guten Ton macht, über uns vernichtende Urteile fällt, ohne die Dinge gründlich zu kennen, ohne vielleicht je in Deutschland gewesen zu sein, ohne vielleicht auch einen einzigen deutschen Satz zu verstehen. Was würden wir sagen?! Wir sind aber umgekehrt heute sehr stark in der Gefahr, von uns aus gegen Amerika genau so ungerecht zu sein. Der eingangs zitierte Satz war im Anschluß an ein theologisches Kolleg formuliert und sollte sich im Geiste des Briefschreibers auf so manche Äußerung beziehen, die er aus „berufenem" Munde über Amerika hat hören müssen.

Americana rücken zur Zeit unter uns in bedenkliche Nähe der Semitica. Wie es eine Zeitlang schien, als solle es auf deutscher Erde genügen, das antisemitische Feldgeschrei zu erheben, um eine Sache oder einen Menschen endgültig zu brandmarken, so scheint jetzt unter uns eine Neigung aufzukommen, mit dem Stigma „amerikanisch" Personen und Dinge als minderwertig zu klassifizieren *).

War es aber Pflicht, dem Antisemiten den Sinn für Wahrheit und Recht zu schärfen, so ist es ebenso sehr eine Ehrensache, die amerikanische Wirklichkeit und das Zerrbild des „Amerikanismus" auseinanderzuhalten. Vor allem: die Amerikaner nicht verantwortlich zu machen für amerikanisierende Europäer!

In diesem Zusammenhang hat das Erscheinen von Sinclair Lewis' neuem Roman Elmer Gantry etwas sehr Bedenkliches. Nicht für Amerika, aber für uns und für unsere Stellung zu Amerika! Solange bloß das englische Original vorlag, ging die Angelegenheit die Amerikaner allein etwas an. Und wer irgend von Europa her mit Amerika zu tun hatte, mochte wohl oder übel diesen höchst aufschlußreichen Pfarrerroman im englischen Wortlaut studieren. Er konnte daraus einen ganzen Haufen von Kenntnissen lernen, sogar manche Einsicht gewinnen. Es gab auch Mittel und Wege genug, um deutsche Theologen und Pfarrer mit dem Problem und seiner sarkastischen Veranschaulichung in Elmer Gan-

*) Ich teile Stimmung und Standpunkt des Verfassers durchaus. Wenn ich aber auf Jahrzehnte zurückschaue, ist das doch eher besser als schlechter geworden. D H

try, diesem „Saxophon in Menschengestalt", vertraut zu machen.

Doch jetzt liegt eine deutsche Übersetzung vor. Sie ist gut, und wenn auch das amerikanische Original unmöglich im Deutschen wirklich wiedergegeben werden kann, bekommt doch wohl auch ein des Englischen Unkundiger einen gewissen Eindruck von der Schriftstellerei eines Sinclair Lewis, wenn er dieses (übrigens gut ausgestattete, freilich nicht druckfehlerfreie) Werk liest*).

Aber wir haben es hier nicht mit der literarischen Seite der Angelegenheit zu tun. Wir denken an die vielen, vielen Deutschen, die jetzt dieses Buch verschlingen werden, um zu wissen, wie Pfarrer, Kirche, Christentum in Amerika aussehen, wenn man sie unter die Lupe einer scharfen, aber durch Erfahrung geschulten und darum zuverlässigen Kritik nimmt. Hier spricht ein Amerikaner über Amerika. Da muß man doch endlich einmal die Wahrheit zu hören bekommen! Und was steht nicht alles in dem Roman: außer Kirche und Religion sind Schule, Familie, Seminar, Geschäft, Vergnügen, Trockenlegung, Frauenfrage, Politik hereingezogen, zum Teil ausführlich erörtert, zum Teil kürzer, aber nicht weniger eindrucksvoll dem Leser vorgeführt. Und immer von einer unerwarteten Seite her, mit irgendeiner verblüffenden Wendung, so gar nicht „das Übliche". — Wirklich nicht?

Ist es eigentlich so überraschend, was da zu lesen steht? Wer ist z. B. der „Held" in dem Roman, dieser Elmer Gantry? „Er bricht alle Gelübde, verführt und verläßt die Frauen, verhöhnt in übler Gesellschaft sein Predigeramt, aber allem, was Andern den Hals bricht, entschlüpft er mit schurkenhaft-großartiger Gewandtheit." Dabei klettert dieser sonderbare Held von Stufe zu Stufe die Treppe des äußeren Erfolgs hinauf, bis er schließlich am Ziel seines Ehrgeizes, in einer vornehmen New Yorker Kirche, an der Spitze einer big Organisation christlicher Kreise angelangt ist. Gibt es so etwas in Wirklichkeit?

Als im abgelaufenen Jahre 1927 der Streit um Gerhart Hauptmanns „Dorothea Angermann" tobte, wollten manche darin eine bedauerliche Verhöhnung des geistlichen Standes sehen. Man hat dem mit Recht (z. B. in der „Frankfurter Zeitung" Abendblatt Nr. 904) entgegengehalten, daß solch ein Klotz von Vater und Pfarrer wie der Pastor Angermann nicht einmal auf der Bühne, geschweige denn im wirklichen Leben denkbar sei. Geschult an der höheren Kritik eines Ibsen und verwandter Geister, sind wir unempfänglich geworden für die grobschlächtige Konturmalerei des jüngsten Hauptmann. Wir verlangen, daß der Kritiker sich sein Geschäft nicht allzu leicht mache, indem er einfach alles Schlechte, was ihm nur einfallen mag, auf das Opfer seiner Kritik häuft. Kritik muß, um glaubwürdig zu sein, in starkem Gerechtigkeitssinn wurzeln. Und sie muß auch da noch, wo sie verurteilt, eine psychologische Möglichkeit des Verstehens, also auch des Verzeihens offen lassen. In dieser Hinsicht aber ist die Gestalt Elmer Gantrys einfach ein Monstrum. Und es wird den amerikanischen Geistlichen nicht schwer fallen, die Öffentlichkeit davon zu überzeugen, daß diese Art von Konterfei allenfalls Karikatur, aber sicher kein Porträt gibt. Infolgedessen wird auch der wichtige, notwendige, wahre Teil der Kritik nicht erreichen, was er erreichen sollte: die Katharsis der von ihr im Gewissen Getroffenen.

Doch der europäische Leser läuft Gefahr, die Karikatur für ernst zu nehmen. Außenstehende bleiben ja immer gern an den Schwächen derer hängen, die zur Debatte stehen. Darum sei gesagt: Wo die Kritik wahr ist — z. B. gegen falsche Erziehung der jungen Theologen, Heuchelei der Alten, Unmännlichkeit des Geistlichen als Folge eines den Charakter bedrohenden Amtes und dergleichen gerichtet —, da trifft sie jede Kirche und jedes geistliche Amt, einerlei ob in Amerika oder in Deutschland. Es sind typische Standeslaster, denen Elmer Gantry in seinem grotesken Ausmaße verfällt. Aber „typisch" für Amerika? für amerikanische Kirchen? für angelsächsisches Christentum womöglich?

Typisch in diesem Sinne ist Sinclair Lewis als Autor, nicht Elmer Gantry. Nämlich in der Maßlosigkeit seiner Schwarz-in-Schwarz-Malerei. Hier fehlt einfach die lange Schulung in positiver Kritik, jenes bei uns seit 150 Jahren gezüchtete Vermögen, so zu analysieren, daß jedes Einzelphänomen in seiner Allverschlungenheit mit dem Ganzen begreiflich, verantwortlich, aber auch wieder entschuldbar erscheint. Hat man in amerikanischer Vergangenheit eine übertrieben hohe Meinung von dem Pfarrstand (und seiner moralischen Tugendhaftigkeit) gehabt, hat man darum Einwände, Fragen, Bedenken gegen ihn nicht zu erheben gewagt, so fällt jetzt ein (sowieso zu beißendem Spott veranlagter) Schriftsteller in das andere Extrem: die Verhimmelung des eigenen Volks und seiner Pfarrer schlägt um in einen Minderwertigkeitskomplex. Der Europäer aber hüte sich wohl, das wörtlich zu nehmen, was dabei laut wird!

Ich berufe mich auf Sinclair Lewis selbst. Da ist Sharon, die dichterisch großartigste Gestalt des Romans, selbst für „amerikanische" Maßstäbe unerhört in ihrer Kraft, Leidenschaft, Exaltiertheit, phantastischen Verruchtheit, das Kind einer mächtigen Dichterphantasie und darum so glaubwürdig. Viel glaubwürdiger als der ewig weibersüchtige Elmer, dessen wenigen Lastermotive einen schließlich langweilen!

Und dann ist da Frank Shallard. Was für eine ergreifende Gestalt! Dieser ewig mit sich Unzufriedene, dieser wirklich „innerliche" Märtyrer der Wahrheitsliebe, eine so deutsch anmutende Gestalt in Ehrlichkeit, Weltfremdheit, praktischem Ungeschick und schließlich so tragischem Ausgang. Rowdies verstümmeln ihn zum Krüppel. Das gibt es also auch in Amerika! Warum muß ein Elmer Gantry ihn und die Anderen seinesgleichen so überschatten, daß sie zu Nebenfiguren herabsinken? Ist Elmer Gantry typischer für „amerikanische Geistlichkeit" als Frank Shallard? Auf die Zahl kommt es doch nicht an. Ein Frank Shallard wiegt zehn Elmer Gantrys auf. Und daß Sinclair Lewis nicht umhin konnte, wenigstens diesen einen geraden Menschen zu zeichnen, beweist gegen die „Typik" seines Elmer.

Selbstkritik ist lebensnotwendig, für den einzelnen Menschen, für die Familien, für die Völker. Selbstkritik ist aber immer eine interne Angelegenheit. Mag Sinclair Lewis Recht haben oder Unrecht, er hat sich mit seinen Landsleuten und sie haben sich mit ihm darüber zu verständigen. Kritik ändert ihren Geschmack, sobald der Fremde von außen her in mein Leben, in meine Familie, in mein Volk hereinredet. In diesem Sinne ist es zu bedauern, daß gerade dieser Roman in Deutsch verbreitet wird. Er verführt die Leser dazu, sich ein „authentisches" amerikanisches Urteil über Americana anzueignen und so die Vorurteile, die uns an der Erkenntnis der Wahrheit hindern, zu verhärten, statt sie aufzulösen.

Was nottut, ist gegenseitige Kenntnisnahme aus gutem Willen. Amerika braucht uns, um aufbauende Selbstkritik zu lernen; wir brauchen Amerika, um an größerem Maßstabe unsere Relativität zu ermessen, um aus eingebildeter Kulturüberlegenheit zu erwachen, um zu gemeinsamer Selbstprüfung und Selbstkritik in brüderlichem Geiste fähig zu werden. In dieser Richtung leistet die Verbreitung des Elmer Gantry in Deutsch keinen guten Dienst. Es bleibt ein „Aber":

... but that we have said the last word in religious perversity, I cannot see.

Gießen Heinrich Frick

*) Sinclair Lewis, **Elmer Gantry.** Übersetzt von Franz Fein. Berlin, Ernst Rowohlt Verlag 1928. 684 S. 8, geb. 12 M.

Ein Wort für das Palästina-Werk des Zionismus

Wirtschaftliche Schwierigkeiten im zionistischen — und allgemein jüdischen — Palästina lassen in der ganzen Welt von einer Krise des Zionismus sprechen. Die Krise besteht, Niemand leugnet sie. Sie ist anders wie die erste große Palästina-Krise, die politisch war und die damals entstand, als die vom englischen Doppelspiel entrüsteten Araber, denen man im Notjahr 1916 den Großarabischen Staat von Aden bis Aleppo versprochen hatte, mit den Waffen zu entscheiden strebten, ob Palästina arabisch oder jüdisch sein solle. Mühsam haben damals englische Truppen und rasch gebildete jüdische Freischaren das Unglück abgewendet. Seitdem ist das politische Problem in den Hintergrund getreten, wenigstens vorläufig. Alle Beteiligten hatten gelernt: Die Zionisten wie die Engländer erkannten, daß man mit der Auslegung des so vieldeutigen Ausdrucks „Heimstätte für das jüdische Volk" sehr vorsichtig sein müsse, und die Araber merkten ebenfalls, daß England sich die empfangene Lehre dienen lasse und sie erkannten auch, daß ohne und mit englischen Zutun die Einwanderung der Juden aus aller Welt in Palästina ihre eigenen nicht zu übersteigenden Begrenzungen habe.

Es ist vielleicht ein ganz natürlicher Zusammenhang, wenn Dr. Chaim Weizmann, der Chef der jüdischen Exekutive, der jetzt die zionistischen und pro-palästinensischen Organisationen und Vereinigungen im Abendlande besucht, gleichzeitig mit dem offenen Hinweis auf die gegenwärtigen wirtschaftlichen Schwierigkeiten ebenso ehrlich versichern kann: „Ein politisches Problem, eine arabische Frage existiert zur Zeit nicht." Der Vergleich der beiden Krisen, jener von 1919 und dieser von 1927 zeigt in der Tat, daß sich das Zentrum der zionistischen Schwierigkeiten eigenartig verschoben hat. Damals lag es beim Arabertum, das ja nicht nur in Palästina, sondern ebenso in Ägypten und im Irak mit den Waffen in der Hand in schweren Aufstandsunternehmungen Vergeltung zu üben suchte für das englische Lügenspiel, das mit den Friedensschlüssen offenbar ward. Die jetzige Krise läßt ihre Verlagerung in die Judenheit selbst erkennen, in die palästinensische sowohl wie in die Judenheit der Welt, von der ein wesentlicher Teil den Zionismus und die Palästina-Unternehmung heftig bekämpft.

Es ist eigenartig: geistige Persönlichkeiten von Rang, Führer von finanziellen und wissenschaftlichen Instituten, Minister und Staatsmänner, jüdische wie christliche in Europa und Amerika bekennen sich in ehrlicher Förderung und mit aufrichtiger Werbung zum Gedanken des jüdischen Palästina. Die englische Regierung wendet Millionen-Summen auf, um durch Bau von Bahnen, Automobilstraßen, Staubecken, die wichtigsten Vorbedingungen zu schaffen für eine Verdichtung des höher geordneten wirtschaftlichen Lebens in Palästina, für welche die nichtarabischen Elemente — zunächst — stärker in Frage kommen als die arabischen. Und Angesichts solcher Faktoren an Macht, Willen, Geisteskraft und auch Finanz vermag die Tatsache, daß 8000 Arbeiter, landwirtschaftliche und industrielle, in Palästina arbeitslos sind und daß 3000 Mann bolschewistisch verhetzter Demonstranten in Tel Awiw Verwünschungen gegen die zionistische Leitung in Jerusalem ausstoßen, die ganze Bewegung zu diskreditieren. Ja, gerade die Tatsache, daß Mangels großzügiger Hilfe ein Teil der Arbeitslosen sich für Rückwanderung entscheidet — im August 1927 standen 200 Einwanderern über 500 Rückwanderer gegenüber — die doch im Sinne einer Krisen-Behebung wirkt, dient den Gegnern des Zionismus als Propaganda-Mittel.

Es geht den Leitern der zionistischen Bewegung hierbei ebenso tragisch wie einem Erfinder, der Bahnbrechendes unternimmt und die Blicke weitester Kreise auf sich gerichtet sieht: mißlingt der Versuch, dem alle zuschauen, dann spielt der vielleicht ganz untergeordnete oder leicht zu behebende Grund des Mißlingens kaum eine Rolle. Die ganze Erfindung und ihre Durchführung ist ohne Weiteres bloßgestellt. Ethische Momente sind es, die dann dem Erfinder zu Hilfe eilen müssen — wie beispielsweise einst einem Zeppelin — um Durchhalten zu ermöglichen, wo kalt rechnender Geschäftsgeist oder die Stimmung der Allgemeinheit sich nur zu schnell abwendet. Wenn aber einem Unternehmen ethische Regungen in aller Welt zur Seite stehen sollten, dann ist es die jüdische Palästina-Bewegung, die, gerade um ihres übergeschäftlichen und überwirtschaftlichen Inhalts willen auch im gesamten christlichen Abendlande, nicht zuletzt in Deutschland, Gönnerschaft findet.

Wie lautet doch eine bekannte Antithese deutschen und jüdischen Wesens: „Deutsch sein, heißt eine Sache um ihrer selbst willen tun" und „Jüdisch sein, heißt jegliche Sache nur um Geldes willen tun." Es hätte wahrlich nicht des hundertfältigen Beispieles idealistischer härtester Bauernarbeit seitens jüdischer geistiger Kreise in Palästina bedurft, um die Allgemeingültigkeit solcher Ausdeutung des jüdischen Wesens zu widerlegen. Jüdische Philantropen und Philosophen aller Jahrhunderte haben zur Genüge andere Einstellung aufgezeigt, so wie umgekehrt sich echt „jüdischer" Geist bei zahlreichen Nichtjuden jederzeit hätte feststellen lassen. Aber es ist doch schade, daß nicht die gesamte Judenheit in der Welt empfindet, daß sie hier in Palästina zumindest ethische Werte zu fördern, ja ethische Weltgeltung zu gewinnen hat.

Man sagt, die jüdischen Palästina-Gegner (von der feineren Unterscheidung „Zionistengegner und Palästinagegner" und „Zionistengegner, aber doch pro-palästinensisch" sei hier abgesehen) hätten folgende Befürchtung: Entstünde nach den äußersten Hoffnungen der Zionschwärmer ein jüdischer Nationalstaat Palästina, dann wäre es theoretisch möglich, den in der ganzen Welt lebenden Juden ihre jeweilige Staatsangehörigkeit anzuzweifeln, weil sie rassenmäßig zu einem Volke gehören, das plötzlich politische Nation geworden ist; man könnte sie dann also zu „Ausländern" stempeln und irgendwie ihre bürgerlichen oder staatlichen Rechte beschränken. Es bedarf nicht erst der Erinnerung an Deutsch-Amerikaner oder Deutsch-Russen, die ungeachtet ihres Empfindens für Stammeszugehörigkeit loyale Staatsbürger ohne jegliche politische Aspiration sind und gewesen sind. Es ist doch an sich grotesk, wenn Jemand ernstlich glauben wollte, ein Palästina mit heute 160 000 Juden, also einem Prozent der Judenheit in der Welt und vielleicht einmal maximal acht bis zehn Prozent der Weltjudenschaft könne angesehen werden gleichsam als nachträglich eingesetztes Herz, das nun die jüdische Blutbahn in der ganzen Welt mit neuartigen „nationalen" Stößen, d. h. Empfindungen belebe. Die jüdischen Anti-Zionisten wissen ganz genau, daß schon allein räumlich Palästina niemals eine Bedeutung als wirkliche Weltzentrale des Judentums gewinnen kann. Was es werden kann, ist einmal ein großzügiges Siedlungs- und Schutzwerk für bedrängte Juden in aller Welt — denen doch bisher in aller jüdischen und jüdisch beeinflußten Presse die Sympathie mit Recht niemals versagt worden ist — und was es anderseits höchstenfalls werden könnte (bei irgendwelchem Ausscheiden der arabischen Frage), das wäre ein Musterstaat jüdischer Nation, geeignet, die Weltlegende vom angeborenen Parasitentum der jüdischen Rasse zu zerstören. Nachdem in christlichen Kreisen aller Länder nicht zuletzt dank dem glänzenden Beispiele, das die palästinensische Kolonisten bis jetzt gegeben haben, alles Zutrauen in die ethische Höherwertung des jüdischen Ansehens in der Welt eben durch das Palästinawerk besteht, ist es ein Mangel, wenn maßgebliche und starke Kreise in der abendländischen Judenheit dieses Unternehmen bekämpfen und diskreditieren.

Das jüdische Palästina ist von vornherein nicht groß genug, als daß es das Ansehen und die Stellung der

Judenschaft in der Welt in politischem Sinne nachträglich beeinflussen oder ändern könnte. Es ist aber auch sicher nicht zu groß, um als Werk innerjüdischer Philantropie und mit gleichzeitigen besonderen ethischen Möglichkeiten, selbst auf Jahrzehnte hinaus von sechzehn Millionen Juden gestützt und getragen zu werden.

Man hat von Sentimentalitätsfonds gesprochen (im Gegensatz zu spekulativ investierbaren Kapitalien), die mobilisiert werden müßten, um rasch über die bestehende Palästina-Krise hinwegzuhelfen, näher, um das zionistische Budget von einer viertel Million Sterling angemessen zu erhöhen. Man könnte dasselbe Gefühl, das diese Fonds schaffen soll, positiv mit „Idealismus" kennzeichnen. Nun: ein Weltvorwurf für die Judenheit lautet gerade darauf, daß es ihren Vertretern nicht gegeben sei, sich sentimental, oder idealistisch zu beschwingen. Es wäre sicher keine Schande für irgendeinen jüdischen Kreis, wenn er dem einen Prozent seines Volkstums, das in Palästina kämpft und ringt und bewundernswert ringt, reichliche Subsidien spendet, auch wenn eine rein geschäftliche Berechnung palästinensischer Kapital-Investierungen kein allzu günstiges Gesicht hat und auch dann, wenn gewisse politische Wolken vom Horizont der palästinensischen Schöpfung nicht verschwinden wollen.

Eine jüdische Siedlerfamilie im harten Boden Palästinas braucht fühlbar weniger wie britische Siedlerfamilien in Australien und anderwärts zur Installation und Erhaltung in den ersten Jahren. Und die sogenannten jemenitischen Juden (40—50 000, in ihrer Lebensart der seßhaften arabischen Bevölkerung angeglichene Israeliten an der westarabischen Küste) sind in ihren Ansprüchen so bescheiden, daß sie mit der Zeit sicher zum Teil als nützlicher Ausgleichsfaktor bei ganz bestimmten Schwierigkeiten in Palästina wirken können.

Ist es nicht ein Erfolg, daß heute die über die ersten starken Judenzuzüge, die darauf folgenden großen Landkäufe und das pilzartige Emporschießen der weißen Stadt Tell Awiw erschreckten Araber heute dem zionistischen Unternehmen viel gelassener gegenüberstehen? Gerade, wenn diese arabische Einstellung mit der Wirtschaftskrise zusammenhängt, bedeutet sie einen Fortschritt im Sinne des Abbaues gegenseitiger Befürchtungen, im Sinne einer politischen und hier sogar politisch-militärischen Landes-Befriedigung. Übertriebene Furcht vorm Nachbar oder der anderen Partei sind das landläufigste und schlimmste Agens innerhalb der gequälten Menschheit, das ständige Provokationsmittel aller kampfhungrigen Abenteurer und Spekulanten. Je mehr auf der einen Seite jüdischer Überschwang abgebaut wird, seis durch Besinnung oder Zwang der Lage, desto eher wird die Überbrückung der Kluft zwischen palästinensischen Arabern und Juden gelingen. Schon heute fehlt es nicht an sachlich denkenden Männern in der geistigen arabischen Schicht, die dem, was durch jüdische — wie auch deutsche — Siedlungsarbeit in Palästina und aus Palästina seit Kriegsende geworden ist, einen erfreulichen Wert für die Gesamt-Einwohnerschaft zusprechen. Ganz abseits irgendeiner direkten Gefahr für ihr arabisches Volkstum.

Das zum Christentum übergetretene Arabertum in den syrischen Städten hat sich neben dem jüdischen und armenischen Element im Geschäftsleben erfolgreich gezeigt. Warum sollte man dem palästinensischen Arabertum eine ähnliche Entwicklungsmöglichkeit wegen des Zionismus absprechen? Bis jetzt haben viele arabische Grundbesitzer an der jüdischen Einwanderung gut verdient, und wenn sich schließlich selbst eine Art Arbeitsverteilung zwischen den rassenmäßig und glaubensmäßig verschiedenen Elementen herausbilden sollte — im türkischen Orient hat eine solche Arbeitsteilung zwischen Armeniern, Türken und Griechen jahrhundertelang ungetrübt bestanden — bestünde vielleicht heute noch, wenn nicht die sogenannte Große Politik der Mächte von außen her die Rassen-Unterschiede zu Minoritätsfragen aufgetrieben und skrupellos politisch mißbraucht hätte — bis zum Eintritt der bekannten Katastrophen der Weltkriegsära.

Wenn es jüdischer und zionistischer Regie gelingt, das Arabertum von ihrer politischen Ungefährlichkeit zu überzeugen, dann wird auch der Gefahr einer Überrennung Palästinas durch großarabische Bewegungen vorgebeugt sein. Und England hat bei aller Skrupellosigkeit in seinem Ausspielen fremden wie befreundeten Volkstums kein Interesse, seinerseits Unruhe in die Länder um Sues-Kanal und Rotes Meer zu tragen.

Hier, wie wohl auch in Persien oder in Afganistan wirkt der Schatten Moskaus als Friedens-Sicherung. England wird auch künftig auf jeden Versuch verzichten, etwa einen waffenstarrenden Korridor von Ägypten nach Indien anzulegen: ein verfehltes Verfahren, an dem es lieber den französischen Militarismus sich die Finger blutig reißen läßt. Es wird sich auf eine Regie hinter den Kulissen, auf ein Einsetzen von Gold und Diplomatengeschick beschränken und die Sinne der Völker, seien es Perser, Irak-Bewohner, Wüsten-Araber oder Palästina-Juden, auf den Gedanken des Wirtschafts-Fortschrittes durch Abbau aller politischen Gegensätze hinlenken.

Möge dieser Tendenz aller Erfolg beschieden sein, dann wird nicht nur der jüdische Ruf im Orient, der durchaus kein schlechter ist, sondern sogar der Ruf Englands — der einer Verbesserung nur zu zugänglich wäre — sich heben und eine Entspannung vorbereiten helfen.

Frankfurt a. M. Karl Klinghardt

Psychische Schulung in Tibet

Vortrag von Madame Alexandra David-Neel in Paris beim Collège de France für das Institut Psychologique

1. Zur Einführung

Eine einigermaßen eingehende Beschreibung der Systeme psychischer Schulung, wie sie in Tibet gebräuchlich sind, und der Theorien, auf denen sie beruhen, würde Bände beanspruchen. Im Rahmen einer einfachen Plauderei kann ich höchstens einige von mir gemachte Beobachtungen mitteilen.

In Tibet gehen Psychologie und Mystizismus miteinander Hand in Hand. Außer wenn es sich um gewöhnliche Medien oder untergeordnete „Hexenmeister" handelt, ist die psychische Schulung dort vor allem eine Art Gymnastik, die darauf hinzielt, den Schüler für den Anstieg zum Gipfel der Erkenntnis vorzubereiten. Die Tibeter glauben, wenn man psychische Phänomene hervorzubringen versteht, müsse daraus naturgemäß die Entdeckung der wahren Natur der Dinge hervorgehen.

Wohlverstanden dürfen die Ausdrücke Mystizismus und Psychologie, die ich in Ermangelung anderer gebrauche, nicht abendländisch aufgefaßt werden; denn in Tibet sind die Mystiker Atheisten, und die Psychologen leugnen die Existenz der Seele. Was ich „psychische Schulung" übersetzt habe, heißt bald thar lam „Pfad der Befreiung", bald dub thabs (auf tibetisch schreibt man sgrub thabs) „erfolgreiche Methode", und unter der letzteren Bezeichnung versteht man auch das Verfahren, sich die Gottheiten und die Dämonen durch magische Prozeduren günstig zu stimmen, oder sie sich sogar zu unterwerfen. Dem Worte „Mystizismus" entspricht annähernd naldjar (tibetische Orthographie: rnal byor), das „Erreichung völliger Seelenruhe" bedeutet.

Alle die Tatsachen, die man in anderen Ländern für Wunder hält, oder die man auf irgendeine Art dem willkürlichen Eingreifen von Wesen, die zu einer anderen Welt gehören, zuschreibt, werden von den vorgeschrittenen Adepten der mystischen tibetischen Lehren als psychische Phänomene angesehen. Allgemein gesprochen unterscheiden die Tibeter zwei Kategorien von Phänomenen:

1. Die Phänomene, die unbewußt erzeugt werden, sei es nun durch eine einzige Person, oder auch durch mehrere Individuen. Da der Vollzieher oder die Vollziehung des Phänomens unbewußt handelte, zielt es natürlich auf keinen im voraus bestimmten Zweck hin.

2. Die Phänomene, die bewußt auf ein im voraus bestimmtes Resultat hinzielend hervorgebracht werden. Sie sind meistens, wenn auch nicht immer, das Werk einer einzigen Person. Diese Person kann ein Mensch sein, oder auch einer der anderen sechs Klassen von Wesen angehören, mit denen die Tibeter unser Weltall bevölkert glauben *).

Wer aber auch der Vollzieher sein mag, das Phänomen kommt stets durch dasselbe Verfahren zu Stande. Es handelt sich dabei nicht etwa um ein Wunder.

Ich möchte hier einschalten, daß die Tibeter Deterministen sind. Jedes Wollen, so glauben sie, ist durch eine Anzahl von Ursachen bedingt, die teils nahe, teils unendlich fern liegen. Ich kann hier auf diesen Punkt nicht eingehen, da er eine Abschweifung bedeuten würde; aber es muß festgehalten werden, daß das Phänomen, gleichviel ob es bewußt oder unbewußt hervorgebracht wird, vielfältigen Ursachen sein Entstehen verdankt. Erstens den Ursachen, die dem Vollzieher den Willen es zu bewirken eingeflößt, oder die, ihm unbewußt, latente Kräfte in ihm ausgelöst haben; ferner den Ursachen, die, außerhalb des Vollziehers der Erscheinung befindlich, das Zustandekommen begünstigt haben.

Die fernliegenden Ursachen werden meist durch ihre „Deszendenz" repräsentiert, wenn ich hier einen bildlichen Ausdruck anwenden darf, dessen einige Tibeter sich im Verlauf unserer Gespräche bedienten. Unter „Deszendenz" **) verstehen sie die Wirkungen, die für den Augenblick in der Vergangenheit begangene materielle Handlungen oder frühere Gedanken inkarnieren.

2. Gedankenkonzentration

Wenn ich nun von der Konzentration der Gedanken sprechen werde, so muß man nicht vergessen, daß nach dem hier studierten System diese keine ganz spontane ist, und daß das Phänomen, dessen direkte Ursache (rgyu) sie bildet, im Hintergrunde stets eine Anzahl sekundärer Ursachen (rkyen, sprich kyéne) hat, die ebenso unerläßlich sind, wie die Konzentration selbst. Das Geheimnis der psychischen Schulung, so wie die Tibeter es auffassen, besteht darin, daß man ein Vermögen der Gedankenkonzentration entwickelt, das an Stärke weit alles das hinter sich läßt, was selbst die in dieser Hinsicht höchstbegabten Menschen sonst darin leisten.

Die Tibeter behaupten, daß mittelst dieser Gedankenkonzentration Wellen von Energie ***) entstehen und auf verschiedene Weisen ausgenützt werden können. Ich will einige davon beschreiben.

1. Ein Gegenstand kann gleich einem elektrischen Akkumulator mit diesen Wellen „geladen" werden und später in irgendeiner Form die in ihm enthaltene Energie wieder abgeben. Er kann z. B. die Lebenskraft dessen, der mit ihm in Kontakt kommt, erhöhen, ihm Mut verleihen usw.

2. Die dem Gegenstand eingeflößte Energie kann diesem eine Art Leben verleihen, so daß er Bewegungen ausführen und Handlungen begehen kann, die ihm von dem Wesen, das ihn belebt hat, vorgeschrieben werden. Dies Mittel wird besonders von den ngags pa (den Männern der geheimen Worte, d. h. Zauberern) angewandt, um Anderen zu schaden, und die Tibeter glauben fest daran. Man denke sich das etwa so: Nach einer Gedankenkonzentration, die manchmal mehrere Monate dauern kann, flößt der Magier einem Messer den Wunsch ein, einen bestimmten Menschen zu töten. Sobald der ngags pa annimmt, daß das Instrument nun so weit ist, sein Amt auszuüben, bringt er es in den Bereich des zum Opfer ausersehenen Individuums, so daß dieses kaum mehr anders kann als das Messer ergreifen und sich seiner bedienen. Die Tibeter glauben, daß, sobald der Kontakt zwischen Mensch und Messer hergestellt ist, dieses sich rührt, der Hand, die es hält, eine unwiderstehliche Bewegung mitteilt und die Person, für die es bestimmt war, tötet oder verwundet. Die Verwundung hat dann scheinbar eine natürliche Ursache; man schreibt sie der Ungeschicklichkeit oder dem Willen zum Selbstmord zu. Ich füge noch hinzu, daß das Messer während des Stadiums der Vorbereitung in Berührung mit dem vorgemerkten Opfer oder mit von ihm häufig berührten Gegenständen gebracht werden muß. Wie man erzählt, wird die einmal belebte Waffe manchmal dem Zauberer selbst gefährlich; ja wenn er unvorsichtig ist, kann er ihr sogar selbst zum Opfer fallen. Es ist nicht weiter verwunderlich, daß der Zauberer im Verlauf der sehr langwierigen Riten, die für diese Handlung erforderlich sind, sich selbst etwas suggeriert, so daß schließlich ein Unglücksfall daraus entsteht. Ganz abgesehen von allen Dämonengeschichten kann in diesem Fall bei den Tibetern sehr gut ein Phänomen entstehen, wie es eintritt, wenn der Magier ein Phantom geschaffen hat, das sich dann von seinem Schöpfer unabhängig macht. Aber davon werde ich später zu sprechen haben.

3. Ganz ohne Beihilfe irgendeines materiellen Objektes schickt die durch die Gedankenkonzentration entwickelte Energie ihre Kraft in die Ferne, und diese Kraft bringt dort, wohin sie gerichtet wurde, verschiedene Manifestationen zu Stande. Oder umgekehrt: nachdem die Welle das ihr bestimmte Ziel erreicht hat, kehrt sie wieder an ihren Ausgangsort zurück. Ich gebrauche da eine wenig tibetische Redeweise, aber ich drücke immerhin so die tibetische Theorie ganz genau aus. Erreicht die Welle ihr Ziel, so entnimmt sie diesem teilweise oder ganz die dort befindliche Energie und kehrt, so beladen, nach ihrem Ausgangspunkt zurück, wo das Verursachen des Phänomens sie in sich absorbiert.

4. Die Tibeter behaupten auch, daß darin geübte Leute fähig sind, durch Gedankenkonzentration Formen, die sie in ihrem Geist geschaffen haben, zu projizieren und alle erdenklichen Arten von Phantomen herzustellen: Menschen, Gottheiten, Tiere, irgendwelche Gegenstände, Landschaften usw. Diese erscheinen durchaus nicht immer als ungreifbare Trugbilder. Sie können Gestalt annehmen, und mit all den Eigenschaften und Fähigkeiten begabt sein, die von Natur dem Dinge, dessen Anschein sie haben, angehören. So trabt und wiehert z. B. ein Phantom-Pferd, und der Phantom-Reiter, der es besteigt, kann absteigen, unterwegs mit Vorübergehenden sprechen und eine aus wirklichen Nahrungsmitteln bestehende Mahlzeit verzehren. Der Duft eines Phantom-Rosenbusches kann sich weithin verbreiten, ein Phantom-Haus Reisende aus Fleisch und Blut beherbergen usw. usw.

*) Die sechs Klassen von Wesen sind: die Götter (lha), die Nicht-Götter (lha ma yin), die Menschen (mi), die Nicht-Menschen (mi ma yin), die Tiere (dud hgro, — sprich tudo) und die in den verschiedenen Fegefeuern hausenden Wesen (dmyal wa, sprich nyal wa). Ich gebrauche das Wort „Fegefeuer" anstatt des Wortes „Hölle", das die Orientalisten gewöhnlich anwenden, weil die Qual des nyal wa nur vorübergehend ist.

**) Tibetisch: rigs. So ist z. B. die Milch in der Butter und im Käse anwesend. Das Samenkorn ist in dem aus ihm geborenen Baum gegenwärtig usw. Die Tibeter bedienen sich mit Vorliebe solcher Beispiele, die sie von den indischen Buddhisten entlehnt haben.

***) Das Wort „Wellen" stammt von mir. Ich wende es an, um mich klarer auszudrücken, und weil es sich bei der tibetischen Auffassung, wie man ja sehen wird, um Kraftströme handelt. In Tibet selbst spricht man einfach von schug oder tsal (tib. Orthogr. śugs und rtsal), d. h. von Energie, Kraft. Diese Energie wird bei jeder geistigen oder physischen Tätigkeit hervorgebracht (nach der buddhistischen Einteilung Tätigkeit des Geistes, des Wortes oder des Körpers), aber von ihrer Intensität und von der ihr gegebenen Richtung hängt es ab, ob die Phänomene, mit denen wir uns hier beschäftigen, stattfinden oder nicht.

Auf den ersten Blick scheint Alles das in die Kategorie der Märchen zu gehören, und man tut sicher gut, 99% solcher tibetischen Geschichten dahin zu verweisen. Jedoch steht man manchmal vor Fällen, bei denen man zweifelhaft wird, und es gibt Phänomene, deren Existenz nicht abgeleugnet werden kann. Will man die von den Tibetern gebotene Erklärung nicht annehmen, so muß man selbst eine andere suchen. Jedenfalls bieten aber die tibetischen Erklärungen in ihrer halb und halb wissenschaftlichen Form für den Forscher eine starke Anziehung mehr, und werden so selbst wieder zu einem Studiengebiet.

Ich möchte meine etwas trockene Nomenklatur durch zwei Erzählungen von Phänomenen illustrieren, die in Tibet sehr bekannt sind. Ob die hier berichteten Tatsachen authentisch sind oder nicht, spielt im Augenblick kaum eine Rolle. Wir lernen jedenfalls daraus die Denkweise der Tibeter in Bezug auf die Natur der psychischen Phänomene und ihre Ursachen kennen und können darin schon manchen nützlichen Wink finden.

Ein Kaufmann war mit seiner Karawane an einem sehr windigen Tage auf der Reise; der Sturm nahm ihm seinen Hut und entführte ihn ins Gebüsch. Die Tibeter glauben, daß, wenn ihnen im Verlauf einer Reise ihre Kopfbedeckung so zu Boden fällt und man sie dann aufhebt, das Unglück bringt. Unter dem Einfluß dieses Aberglaubens ließ der Kaufmann seinen Hut im Stich. Es war ein weicher Filz mit Ohrenklappen aus Pelz. So, wie er halb verborgen und plattgedrückt im Gebüsch lag, war seine Form kaum mehr erkennbar. — Einige Wochen darauf kam ein Mann, als es schon dunkel wurde, an dem Ort vorbei und unterschied im Gestrüpp noch eben eine ungewisse Form, die dort zu kauern schien. Da er nicht gerade zu den Tapfersten gehörte, beschleunigte er seine Schritte und machte, daß er davon kam. Am folgenden Tage erzählte er im nächsten Dorfe, wo er anhielt, daß er im Unterholz versteckt, nicht weit vom Wege, „etwas Seltsames" gesehen habe. Die Zeit verging, andere Reisende sahen am selben Ort ebenfalls den sonderbaren Gegenstand, dessen Natur sie nicht gut definieren konnten, und sprachen in dem nämlichen Dorfe auch davon. Und so ging es weiter; immer neue Leute sahen die unschuldige Kopfbedeckung und machten die Bauern im Dorfe darauf aufmerksam.

Unterdessen taten Sonne, Regen und Staub ihre Arbeit; der Filz hatte die Farbe verändert, und die hochstehenden Ohrenklappen glichen nun einigermaßen den behaarten Ohren irgendeines Tieres. Jedenfalls sah der zerlumpte Hut jetzt wirklich sonderbar aus.

Die Reisenden und Pilger, die im Dorfe Halt machten, wurden benachrichtigt, daß am Waldrande ein „Ding", das weder Mensch noch Tier sei, im Hinterhalt liege und daß man Acht geben müsse. Es gab auch Leute, die die Vermutung aussprachen, das „Ding" könnte vielleicht ein Dämon sein usw. usw.; kurz, es dauerte nicht lange, da war der bis dahin anonyme Gegenstand schon zum Rang eines Teufels avanciert.

Je mehr Leute den alten Hut sahen, desto mehr wurde auch davon gesprochen, bis schließlich das ganze Land von dem im Walde versteckten „Dämon" redete. Da passierte eines Tages, daß Reisende den zerlumpten Hut sich bewegen sahen, ein anderes Mal schien er sich von dem ihn umgebenden Dornengestrüpp losmachen zu wollen, und am Ende verfolgte er gar die Vorübergehenden, die in toller Angst die Flucht vor ihm ergriffen. *Durch die vielen auf ihn konzentrierten Gedanken war der Hut belebt worden.*

Ich erzähle diese Geschichte, die sich wirklich ereignet haben soll, als ein Beispiel für die Gewalt der Gedankenkonzentration, selbst wenn sie unbewußt, und ohne auf etwas Bestimmtes abzuzielen, ausgeübt wird. —

Die zweite Geschichte hat ganz den Anschein, als ob sie von einem ungläubigen Spötter erfunden wäre, der sich über die frommen Leute lustig machen wollte; aber dem ist sicher nicht so. In Tibet findet man dabei weder etwas zu lachen noch sich zu entrüsten. Die berichtete Tatsache wird als Bestätigung der Wahrheit aufgefaßt, die ja für alle Kulte gilt, daß der Gegenstand der Verehrung seinen Wert einzig und allein durch die Verehrung erhält, die man ihm erweist, und daß die Kräfte, die ihm von den Gläubigen zugeschrieben werden, ihm erst durch die Konzentration ihrer frommen Gedanken und ihres Glaubens zuwachsen müssen.

Die alte Mutter eines Kaufmanns, den sein Weg jedes Jahr nach Indien führte, bat ihn eines Tages, ihr doch aus dem heiligen Lande eine Reliquie mitzubringen. (Für die Tibeter ist Indien, als die Wiege des Buddhismus, das heilige Land.) Der Kaufmann versprach das, vergaß es aber über seinen Geschäften. Die alte Tibeterin wurde dadurch tief betrübt, und als im Jahre darauf die Karawane ihres Sohnes sich von Neuem nach Indien auf den Weg machte, bat sie ihn wieder, ihr eine Reliquie mitzubringen.

Das Versprechen ward wieder gegeben und vergessen, und im Jahre darauf ging es ebenso damit. Nur daß beim dritten Male der Kaufmann noch vor seiner Rückkehr in die Heimat sich an die Bitte seiner alten Mutter erinnerte und bei dem Gedanken, daß er der frommen Frau wehtun würde, aufrichtig betrübt ward. Als er noch darüber nachdachte, wie er sein Versehen am besten wieder gutmachen könnte, fielen seine Augen auf ein Stück von den Backenknochen eines Hundes, das gerade am Wegrande lag. Er löste einen Zahn aus der alten, halbvermoderten Kinnlade los, befreite ihn von dem anhaftenden Staub und wickelte ihn in ein Stück Seidenstoff ein. Zu Hause angekommen überreichte er den Zahn seiner Mutter als eine höchst kostbare Reliquie, d. h. als Zahn des großen Sariputra, eines des größten Jüngers Buddhas.

Die alte Frau war außer sich vor Freude und brachte den Zahn voller Verehrung auf einem Altar in einem Reliquienschrein unter. Tag für Tag erwies sie ihm Ehren, zündete Lampen davor an und streute ihm Weihrauch. Andere Fromme fanden sich noch dazu, und es dauerte nicht lange, da gingen leuchtende Strahlen von dem zur heiligen Reliquie beförderten Hundezahn aus. Ein tibetisches Sprichwort bezieht sich auf diese Geschichte: „Mö gus yö na Khyi so ö Apung" (in tibetischer Orthoar. omos gus yod na, khyi so hod hphrung), was etwa heißt: „Wo es Ehrfurcht gibt, da leuchtet auch ein Hundezahn."

Toulon Alexandra David-Neel

(Fortsetzung folgt)

Über die Todesstrafe

Die Frage der Todesstrafe will und will nicht zur Ruhe kommen. Und sie kann es auch nicht, denn die Menschen sind innerlich zu sehr von ihr ergriffen. Wie sollen wir uns zu ihr angesichts unserer Strafrechtserneuerung stellen? Sollen wir diese etwa scheitern lassen, wenn die Todesstrafe nicht verschwindet?

Das ist eine bange Frage, die den Altmeister der Rechtswissenschaft Kahl bewegt, der sie in einem fast programmatischen Artikel zur Frage der Strafrechtseinheit zwischen Deutschland und Österreich in der Juristischen Wochenschrift vom 19. November 1927, S. 2658 ff. bespricht. Kahl sagt, an dieser „Riesenfrage", die aber immer eine Einzelfrage bleibt, darf das große Werk nicht scheitern. Es müsse der Prinzipienkampf aufhören, der mit einem längst veralteten Apparat von Gründen geführt werde und schon vor hundert Jahren alle Gründe erschöpft habe; die Anhänger sollten nicht von dem Vergeltungsbedürfnis und von absoluter Gerechtigkeit reden, die Gegner aber auch nicht von mittelalterlicher Roheit. Die Todesstrafe werde natürlich einmal verschwinden: aber ob es heute schon Zeit dazu

sei, das sei die Frage. Und die beantworte er mit Nein; es gehe nicht an, schon jetzt für die äußersten Fälle die äußerste Strafe aus der Hand zu geben. Neben Österreich, das sie nicht mehr haben wolle, werde sie in Deutschland nur noch in den seltensten Fällen angewendet werden. Verständigung über die Reform im Ganzen sei Pflicht.

Bei der Bedeutung, die ein Mann wie Kahl bei uns haben muß, ist das ein gewichtiges Wort. Und wir wollen, sollen und können es ruhig mit Ja! beantworten. Auch für den Gegner der Todesstrafe soll die Erneuerung unseres Strafrechts an ihrer Beibehaltung nicht scheitern. Wir werden weiter gegen sie kämpfen und sie besiegen. Sie wird sehr rasch an ihrer eigenen Schwäche zu Grunde gehen. Der Reichstagsentwurf unseres Strafgesetzbuchs ist ja ganz unglücklich abgefaßt. Gegen den von 1925 ist er besser, denn der hatte in § 221 ganz unbegreiflich die Todesstrafe als Normalstrafe für die vorsätzliche Tötung hingestellt und alle nicht todeswürdigen Fälle nur als mildere behandelt. Der jetzige kehrt einfach zu der Fassung unseres heutigen Gesetzes zurück, §§ 245 und 246. Das zeigt schon die Schwäche der ganzen Stellung: wenn die Anhänger der Todesstrafe wirklich keine bessere Abgrenzung des todeswürdigen Mordes vom Todschlag kennen, als die ganz allgemein längst als verkehrt erklärte der „Überlegung bei der Ausführung", dann ist es schon gesetzespolitisch um ihre Sache schlecht bestellt. Aber das höchste Bedenken muß doch die sehr enge Bestimmung über die mildernden Umstände erwecken, bei deren Vorliegen die Todesstrafe in lebenslängliches Zuchthaus oder Zuchthaus nicht unter drei Jahren umgewandelt wird, § 74. Nur „wenn bei Abwägung der Strafbemessungsgründe die für eine milde Strafe sprechenden Umstände beträchtlich überwiegen", ist die Milderung — außer einigen besonderen Gründen, wie verminderter Zurechnungsfähigkeit oder Versuch — zulässig. Das nenne ich einfach ein Versagen des Gesetzgebers, der dem Richter überläßt zu tun, was er für richtig hält, ohne ihm einen Leitgedanken zu geben. Der Österreichische Entwurf sagt viel besser: § 245 „Wer einen Anderen tötet, wird mit Zuchthaus nicht unter zehn Jahren oder lebenslänglichem Zuchthaus bestraft" und § 246: „Wer sich durch entschuldbare heftige Gemütsbewegung zur Tötung eines Andern hinreißen läßt, wird mit Zuchthaus bestraft." Alle Entwürfe gehen ihre eigenen Wege, keiner gleicht dem andern! — Wenn in der Behandlung dieser doch wahrhaftig in der ganzen Welt gleichartigen Tat noch so wenig Gleichmäßigkeit besteht, dann sehen wir, daß hier noch viel Klärung nötig ist. Dazu ist ruhige Überlegung erforderlich, die bisher offenbar gerade durch den Streit um die Todesstrafe gehindert wurde. Aber da ganz offenbar die Menschen sich immer mehr von ihr abwenden, da die Zweifel wachsen, da umgekehrt die sonstigen Strafen ihren alten Charakter immer mehr ändern, da die wirklich schwersten Fälle gar nicht klar herauszuheben sind, kann sich die Todesstrafe nicht mehr lange halten. Wir haben sie bisher getragen; wir könnten sie noch eine Zeit weiter tragen; auch wenn sie verschwunden ist, bleibt noch unendlich viel Schwäche in unserem Strafenwesen übrig, das schwersten Kampf fordern wird.

Nun stelle ich mich auf den Standpunkt Kahls und bespreche die Frage nüchtern realpolitisch. Aber da finde ich bei Kahls Darlegungen allerlei Bedenken. Gewiß sind die Gründe Für und Wider schon alt, aber sie sind auch heute noch neu und heute noch nicht ausgeschöpft. Wir arbeiten heute doch mit andern Mitteln als unsere Vorfahren. Statistik und Psychologie sind ein gut Stück vorwärts gegangen. Unser Strafenwesen ist von Grund auf verändert. Die Todesstrafe war vor hundert Jahren noch für Taten üblich, für die sie heute ihr radikalster Verfechter nicht mehr vorzuschlagen wagt. Damals nahm die Welt diese Strafe so ruhig hin wie wir heute etwa die Gefängnisstrafe; Tausende schauten den Hinrichtungen gleichmütig zu — heute erregt der Gedanke an eine Hinrichtung Zehntausende und mehr! Die Welt hat sich geändert. Die Erfahrungen sprechen heute unter keinen Umständen mehr für die Todesstrafe, nach meiner Rechnung sogar gegen sie. Das hören die Anhänger zwar nicht gern, darum leugnen sie es ohne jedes Gegenargument; höchstens verweisen sie auf die faszistische Wiedereinführung der Todesstrafe für politische Taten in Italien auf fünf Jahre. Vor allem aber: die grundsätzliche Anschauung ist auch ein realpolitischer Faktor! Sehr gern berufen sich die Anhänger der Todesstrafe auf das Volksempfinden. Eine Abstimmung würde vielleicht noch zu ihren Gunsten ein schwaches Mehr ergeben. Aber ganz sicher wäre die Zahl der Gegner eine so stattliche Minderheit, daß man sie einfach nicht übergehen darf. Und hier sage ich: Viel eher können die Anhänger die Todesstrafe aufgeben, als ihre Gegner ihr zustimmen. Ein Nichtbeharren auf einer als gerecht empfundenen Forderung ist zehnmal leichter als ein Nachgeben gegen eine als ungerecht empfundene. Ungerecht, unsittlich, gefährlich aber kann doch wohl kein Anhänger die Beseitigung der Todesstrafe nennen. Allerhöchstens ist Kahls Standpunkt zulässig: Jetzt noch nicht, zur Sicherung. Ich nehme an, daß die Stimmen derer, die Talion verlangen, nicht mehr beachtet werden; es ist wirklich nur der Wunsch nach Sicherung maßgebend. Aber die abschreckende Wirkung erkennt auch Kahl nicht mehr an! Was bleibt denn da noch übrig? Bei Vielen tatsächlich die Sorge, es könnten gefährliche Mörder zu früh aus der Haft entlassen werden. Da muß ich nun allerdings sagen, daß die Umwälzungszeit eine böse Wirkung übte. Und ebenso macht die heutige Begnadigungspraxis Viele mit Recht kopfscheu. Ich kann aber das nur als eine Übergangserscheinung ansehen, mit der ich nie für die Dauer argumentiere. Und ich gebe denen, die doch damit kommen, zu bedenken, daß bekanntlich viel mehr Mörder nicht hingerichtet, als Todesurteile vollzogen werden. Der Gedanke der Sicherung gegen gefährliche Mörder durch ihre Tötung ist praktisch nie verwirklicht und wird es nie werden. Es sprechen eben doch schließlich grundsätzliche Anschauungen mit. Wo die Todesstrafe eine Zeitlang abgeschafft ist, sind diese Kämpfe verschwunden; wo sie noch besteht, kann kein Mensch die Gegner hindern, daß sie immer wieder sie angreifen. Dies Unruheelement muß erst beseitigt werden, damit die Entwicklung unsers Strafrechts freie Bahn hat. Das ist meine Realpolitik.

Ich will daneben nur auf das schon mehrfach vorgebrachte Argument hinweisen, daß die Begnadigungspraxis in den deutschen Ländern so verschieden sein wird, daß der Gegensatz innerhalb Deutschlands ein höchst unerwünschter sein muß. Das dient nicht dem Gedanken der Gerechtigkeit.

Im Rechtsausschuß des Reichstags wurde in der ersten Lesung die Todesstrafe mit 17 gegen 11 Stimmen beibehalten. Es wurde zwar auch auf das Vergeltungsbedürfnis und das Volksempfinden hingewiesen, aber es fehlte an Beweis für das Bestehen dieses Empfindens, das auch sofort von anderer Seite geleugnet wurde. Immerhin, das Empfinden ist da und spricht mit. Es läßt die Regierung nicht die Verantwortung der Abschaffung übernehmen. Darum ist es Aufgabe, dies ganz unklare Empfinden zu bekämpfen. In Wahrheit spricht bei ihm das Gefühl der Unsicherheit mit; und gerade der Sicherungsgedanke wurde stark betont; er mag auch den Ausschlag gegeben haben. Ich habe schon darauf hingewiesen, wie falsch das ist. Erstaunen aber muß der mehrfach geäußerte Satz, es würden ja lange nicht so viel Menschen hingerichtet, als verurteilt. Das öffnet doch ganz unsachlichen Erwägungen die Tür und soll offenbar beschwichtigen; die Grundidee läßt es aber unberührt. Und das Ausland: die Gesetzgebung, auf die hingewiesen wurde, ist hier gar nicht maßgebend, sondern wir müssen die Volksbewegung erkennen; und da zeigt sich überall, besonders im Norden,

eine starke Bewegung gegen die Todesstrafe. Und wollen und können wir nicht stark genug sein und mit Österreich in dieser Schicksalsfrage, die trotz Kahl allerdings eine „Kulturfrage" ist und bleibt, einmal vorangehen?

Die Erörterung der Frage zeigt heute nichts Großes, keinen Schwung, der mitreißt, kein Pathos. Es mag sein, daß neben den allzu vielen ganz Gleichgültigen viele Anhänger und Gegner sind, die denken, daß die Todesstrafe doch bald verschwindet. Es mag auch sein, daß sich hier die allgemeine Müdigkeit des Volks in öffentlichen Fragen dartut. Aber im Stillen bewegt die Frage eine Unzahl von Menschen; das merkt und hört jeder Beobachter. Die politischen Parteien wagen offenbar nicht recht, sie fest anzupacken, da sie hier keine Einheit erzielen können und ihre Anhänger nicht zu sehr aufregen wollen. So hat ja auch der Reichsgerichtspräsident Simons in Stockholm „vom christlichen Standpunkt aus" Resignation gepredigt. Das halte ich für falsch! Hier ist der Punkt, wo eine veraltete, der Entwicklung nicht mehr entsprechende Strafauffassung uns noch hemmt. Wir müssen sie beseitigen. Wahrhaftig nicht um Verweichlichung zu befördern! Es ist viel schwerer und fordert viel größere Härte und Kraft, statt der Todesstrafe einen Menschen sein langes Leben hindurch zu bewachen, auf seine Eigenart einzugehen, ihm zu helfen! Aber freilich: die Arbeit übernehmen die Wenigsten gern! So ist es mir auch mit der Abschaffung der Todesstrafe nicht getan; dann erst beginnt die Arbeit, das Ringen um die Seele der Menschen. Darum halte ich auch nicht viel von Ausschüssen, die viele Namen sammeln. Die stille unentwegte Arbeit an den Einzelnen, die Förderung des Verständnisses für den Sinn der Strafe, die Gewinnung der Menschen zum Mithelfen, das ist es, was wir immer wieder fordern müssen; und dann erst überwinden wir die tatsächlich veraltete Todesstrafe in Wahrheit.

Gießen Wolfgang Mittermaier

Im „Evangelischen Deutschland" Nr. 47—49 hat D. von Rohden über die Todesstrafe geschrieben. Das ist nun ungefähr das Höchste, was man für die Todesstrafe von theologischer Seite sagen kann. Letztes christlich-seelsorgerliches Motiv: angesichts des Todes kommt mancher Mörder noch zur rechten Besinnung, mancher begehrt für sich selber die Sühne seines Blutes. Ich verstehe, daß ein Gefängnisgeistlicher aus der Tiefe seiner ergreifendsten Erlebnisse heraus so urteilt. Und wenn ich einst gesagt habe: „Ich könnte der Henker nicht sein", so finde ich den Geistlichen beneidenswert, der dem Verurteilten auf seinem Wege zum Fallbeil den Trost Jesu Christi zu schenken berufen und imstande ist. Aber von hier aus die Frage zu beantworten, um die es sich handelt, ist Romantik und Sentimentalität. Auch die Sentimentalität von der andern Seite tut es gewiß nicht. Praktisch steht heute für uns in Frage, ob wir dem Sühne- und Vergeltungsbedürfnis des „Volkes" eine andere Einsicht noch einmal zum Opfer bringen dürfen oder nicht. D H

Das Blaue Kreuz

1. Ein Erlebnis zur Einleitung

Auf dem Friedhof einer schweizerischen Stadt, in die ich vor etwa einem Jahrzehnt als Redner eines kantonalen Abstinententages berufen worden war, traf ich an einem Grabe einen kleinen älteren Mann, den ich an seinem Abzeichen als Blaukreuzler erkannte und als Vereinsgenossen begrüßte. Kaum hatte er meinen Gruß erwidert, so begann er zu erzählen von der Frau, deren Grab er jeden Sonntag Vormittag besuche, um hier Gott zu danken für das, was sie ihm in ihrem Leben gewesen sei. Sie war eine Pfarrfrau: die erste Leiterin des Blaukreuzvereins dieser Stadt. „Ohne diese Frau lebte ich nicht mehr" erzählte mir der Mann. Und nun begann er in der schlichten und anschaulichen Art, wie einfache Leute erzählen, von seinem Leben zu berichten. — Er war ein furchtbarer Trinker gewesen. Zwei Umstände hatten ihn dazu werden lassen. Erstens sein Beruf als Küfer, und zweitens eine große Leichtigkeit, in Reimen zu extemporieren. So wurde er, der einfache Handwerker, um seiner witzigen Reimkunst willen, zum Spaßmacher vieler Vereine und Gesellschaften; viel freigehalten und so immer mehr ins Wirtshaus hineingezogen, sank er zum Sklaven der Trinkleidenschaft herab. Da hatte die Frau Pfarrer sich seiner angenommen, hatte ihn in den kleinen, in ihrer Wohnstube tagenden Blaukreuzverein eingeladen, und an ihrem runden Tisch unter dem Eindruck ihrer freundlichen Evangeliumsverkündigung hatte er die erste Unterschrift zur Enthaltsamkeit gegeben. Die Tatsache, daß sich eine gebildete und feine Frau seiner, des längst von allen anständigen Leuten verachteten Trinkers angenommen hatte, die Verkündigung, daß Jesus auch den Verlorensten suche und retten könne, hatte ihn ergriffen, und es war sein Erstes gewesen, in die nächste Versammlung auch seine Frau mitzubringen. Die war seiner Einladung so freudig und willig gefolgt, daß sie in der Freude sogar vergaß, die Küchenschürze abzunehmen. Und auch sie hatte dann gleich unterschrieben. Während aber sie ohne Mühe ihr Versprechen halten konnte, hatte für den armen Küfer ein jahrelanger furchtbarer Kampf mit der Versuchung, mit der Trinkleidenschaft, die sein Beruf ihm so verführerisch machte, begonnen. Ich höre noch heute, wie er mir davon erzählte. „O, was habe ich der guten Frau Pfarrer für Mühe gemacht! Wissen Sie, wie oft ich mein Versprechen gebrochen und wieder gebrochen habe? Achtunddreißig Mal! Ich galt allen für ein ganz unheilbarer Trinker. Ich haßte und verachtete mich selbst, und wollte mehr als einmal meinem Leben ein Ende machen. Niemand glaubte mehr an mich, — nur diese eine Frau ließ mich nicht in ihrer unermüdlichen Geduld, ging mir immer wieder nach, brachte mich immer wieder zum Unterschreiben. Und ihre Beharrlichkeit siegte über meine Schwäche und meine Leidenschaft. Und wissen Sie, wie?" Es blitzte ein fröhliches Lachen in den Zügen meines Erzählers. „Ich war doch Küfer, — und weil ich Küfer war, kam ich immer wieder ins Trinken, bis diese Frau mir endlich half. Sie verschaffte mir den Küferposten in der hiesigen Tintenfabrik; und von da an war ich geheilt: Tinte wollte ich doch nicht trinken. Von da an habe ich mein Versprechen gehalten und bin nun schon über 20 Jahre ein glücklicher Blaukreuzler, ein anderer Mensch."

Nun erst fragte mich der Mann, wer ich eigentlich sei, und als ich mich ihm als den Redner für den Nachmittag vorstellte, hatte er eine unendliche Freude und nötigte mich in der freundlichsten Weise, in sein Häuslein zu kommen, um auch seine Frau zu begrüßen. Unterwegs erzählte er mir noch etwas, das mir tiefen Eindruck machte. Er sei schon mehrere Jahre im Blauen Kreuz gewesen, und er und Andere hätten ihn längst für einen braven Mann gehalten, da habe er in einer Blaukreuzversammlung einen Redner sprechen hören über Epheser 4, 28; und das Wort: „Wer gestohlen hat, der stehle nicht mehr" habe ihn aufs Tiefste erfaßt und eine alte unentdeckte Sünde auf sein Gewissen geworfen. Noch zur Zeit seines Trinkerlebens habe er einmal aus dem Hause eines reichen Mannes ein Beil mitlaufen lassen. Und es sei ihm furchtbar schwer gefallen, als längst bewährter Blaukreuzler nun dem Bestohlenen sein Eigentum wiederzubringen und sich als Dieb zu bekennen. Doch habe ihm Gott auch für diesen schwersten Gang seines Lebens geholfen. Der freundliche Herr habe ihm sein Geständnis sehr erleichtert und ihm sein Unrecht gerne verziehen, und erst von da an habe er den vollen Frieden des Herzens gefunden.

Das alles erzählte der Mann in einer unnachahmlich anschaulichen und munteren Weise ohne jeden unangenehm pietistischen Ton, und immer wieder lenkte seine Rede vom eigenen Erleben wieder zurück zum Lob der Frau, an deren Grab ich ihn getroffen. Er hat mir daheim dann noch das Gedicht gezeigt, das er auf dem Werkplatz mit dem groben Handwerkerblei auf einen Papierfetzen geschrieben, als ihm ein Kind mit dem Mittagessen die Nachricht vom Tode der

Frau Pfarrer auf den Arbeitsplatz gebracht hatte: es waren unbeholfene, aber tief empfundene Verse.

Ich habe dieses kleine Erlebnis vorausgeschickt, weil sich daran am allerbesten die Art des Blauen Kreuzes, das in Genf am 21. September 1927 seinen fünfzigsten Geburtstag gefeiert hat, charakterisieren läßt.

2. Das Wesen des schweizerischen Blauen Kreuzes

Was ich eben von meinem Bekannten vom Friedhof her erzählte, läßt sich wohl Zug für Zug zur Erläuterung dessen brauchen, was für das Blaue Kreuz charakteristisch ist. Zunächst einmal: ich reiste in jene Stadt, zwar als Blaukreuzler, aber nicht, um an einem Blaukreuzfest zu reden, sondern zu einem kantonalen Abstinententag, einer Vereinigung von Abstinenten verschiedenster Richtung. Zwar stellte im Festzug das Blaue Kreuz als die älteste und verbreitetste Abstinentenorganisation die Hauptmasse der Teilnehmer. Aber wir marschierten mit den Andern. Und das ist für das schweizerische Blaue Kreuz charakteristisch. Es arbeitet mit allen Alkoholgegnern zusammen, ohne seine Sonderstellung zu vergessen oder verwischen zu lassen. Diese Sonderstellung liegt darin, daß das Blaue Kreuz von seinen Gründern Louis Lucien Rochat in Genf und Arnold Bovet in Bern ins Leben gerufen wurde nicht auf Grund theoretischer Kenntnis vom Wesen des Alkohols und Alkoholismus, sondern als christliche Liebesarbeit an den Trinkern. Dabei verstand vor allem Bovet unter den Trinkern von Anfang an keineswegs nur die eigentlichen Alkoholiker, sondern auch die vielen Wirtshaushocker, deren Zahl, wie er schreibt, in unserm Vaterlande Legion ist, — ohne daß sie ihrer Umgebung direkt als Alkoholiker erscheinen.

Ein solcher fröhlicher Wirtshauskumpan, kein Alkoholiker aus Vererbung und pathologischer Anlage, war auch zuerst der Küfer gewesen, dem die Pfarrfrau nachging, den sie in ihr Haus, an ihren runden Tisch einlud, und dem sie nun in unermüdlicher Geduld das Evangelium verkündete. Denn das war im Blauen Kreuz von Anfang an die Hauptsache und ist es geblieben, daß viel weniger die Belehrung über das Wesen und die Gefahr des Alkohols als vielmehr die Evangeliumsverkündigung in ganz besonderer, dem Wesen des Trinkers angepaßter Art (kurze, unfeierliche Ansprachen und viel Gesang) das Haupt-Kampf-, Rettungs- und Werbemittel bildet. Die Überlegung der Blaukreuzgründer, die sich zwar auf englische Vorbilder stützten, aber sich hüteten, englische Methoden zu kopieren, ruhte wohl darauf, daß die Trunksucht und das Wirtshausleben in sehr vielen Fällen Folge eines ungestillten seelischen Hungerns seien, und daß deshalb den Trinkern nicht geholfen werden könne durch die Abstinenz allein, durch die bloße Enthaltung von geistigen Getränken, sondern daß ihnen für ihre Seele etwas Besseres geboten werden müsse als Narkose und Wirtshausfröhlichkeit. Diese Sublimierung — um es modern auszudrücken — fand das Blaue Kreuz, dessen Gründer aus dem Pietismus stammten, in der Botschaft von der Rettermacht Jesu.

Beide Gründer waren Pfarrer: Rochat in der Genfer Landeskirche, Bovet in der Genfer Freikirche. Aber Beide fanden, daß nicht die Kirche, sondern der kleinere und innigere Organismus des Vereins das geeignetere Werkzeug sei, die allem religiösen Empfinden entfremdeten Trinker und Wirtshäusler nicht zur Kirche, aber zum Evangelium Jesu zurückzuführen. Daß deshalb das schweizerische Blaue Kreuz sich nicht in der Kirche, sondern neben ihr entwickelte, hatte große Vorteile. Doch lag es in der Art schweizerischen Empfindens, daß trotzdem aus ihm nicht eine separatistische Macht wurde. Ein Vorteil, den in den siebziger Jahren die Kirche der neuen Bewegung nicht in gleicher Art wie heute hätte bieten können, war die Mitwirkung der Frauen, die hier schon vor fünfzig Jahren durchaus gleichberechtigt neben den Männern arbeiten konnten. Gerade in der Stadt, von der ich schon sprach, waren es drei Frauen, die das Blaue Kreuz gründeten und anfänglich führten: eine Pfarrfrau, ihre Tochter und eine einfache Frau aus dem Handwerkerstand. Dadurch wurde der Bewegung eine Summe von Geduld zugeführt, die bei rein männlicher Leitung kaum zu erwarten gewesen wäre. Jener gerettete Trinker hat es mit Tränen in den Augen bezeugt, daß alle Andern ihn als einen verlorenen Fall ansahen: nur diese Frau habe an ihn geglaubt und durch ihren Glauben nach achtunddreißigfachem Rückfall ihn doch zum Standhalten gebracht.

Aber gerettet im Sinne des Blauen Kreuzes war dieser Mann auch damit noch nicht. Gerettet war er erst, als er innerlich so mit Jesus verbunden war, daß er im Stande war, ein längst begangenes Unrecht zu bekennen und zu sühnen.

Darin scheidet sich das Blaue Kreuz von andern Abstinenzvereinen, daß es die Rettung eines Trinkers nicht in der rein negativen Enthaltung von geistigen Getränken, sondern im positiven Erwachen christlichen Lebens in seiner Seele sieht. Es will nie zum bloßen Abstinenzverein werden, sondern sieht in seinem Grundsatz „Abstinenz und Evangelium“ etwas Untrennbares, das Wichtigste für seine Existenz. Nie darf ihm die Evangeliumsverkündigung zum Mittel der Antialkohol-Propaganda werden. Es betrachtet im Gegenteil die Enthaltsamkeit als Vorstufe, über die seine Mitglieder zum Glauben kommen sollen.

So ist das schweizerische Blaue Kreuz etwas wie eine Laienbewegung geworden, deren Interesse weit über Trinkerrettung und Alkoholbekämpfung hinaus ins Religiöse geht, und die nicht abgeneigt wäre, auch der Kirche ihre Kräfte zur Verfügung zu stellen. Es war charakteristisch: als vor etwa anderthalb Jahrzehnten der Berner Pfarrer Karl von Greyerz die evangelischen Laien der Schweiz aufforderte, ihre Wünsche an die Kirche zu äußern, da sandten die Guttemplerlogen von allen Seiten her den Wunsch, die Kirche möge sich aktiver in der Bekämpfung der Alkoholnot zeigen. Als dann aber von Greyerz eine Laienversammlung einlud, um die für die Kirche geäußerten Wünsche zu beraten und aus der Theorie zur Praxis überzugehen, da war ein sehr großer Teil der Konferenzteilnehmer Blaukreuzler. Leider ist jene hoffnungsvolle Bewegung dann in den Kriegsjahren verebbt. Wenn aber seit dem Kriege eine starke Politisierung christlicher Kreise, die früher dem bürgerlichen Leben fast fern gestanden hatten, einsetzte, so ist diese „evangelische Volkspartei“ zwar keineswegs mit dem Blauen Kreuz zu identifizieren, aber doch vielfach von Blaukreuzlern getragen.

Ich habe auch im Blauen Kreuz Laienredner gehört, von denen, durchaus nicht nur in Antialkohol-Propaganda, jeder Pfarrer hätte lernen können. Es mag erwähnt sein, daß die Volkstümlichkeit und Lebendigkeit solcher Blaukreuzansprachen damit zusammenhängt, daß im deutschschweizerischen Blauen Kreuz fast nur in der Mundart geredet wird. Höchstens in den jährlichen Delegiertenversammlungen, bei denen auch Abgeordnete oder Gäste aus der welschen Schweiz teilnehmen, wird ihretwegen schriftdeutsch gesprochen. Entfernen sich dann aber die welschen Brüder, so herrscht sofort zur allgemeinen Befriedigung wieder die Mundart vor. Die Zwiesprachigkeit brachte es mit sich, daß das schweizerische Blaue Kreuz sich von Anfang in einen deutschen und welschen Zweig trennte, die zwar einen Verein bilden, aber organisatorisch durchaus getrennt arbeiten. War ursprünglich die welsche Schweiz numerisch in der Überzahl, so hat seit etwa zwei Jahrzehnten die deutsche Schweiz sie weit überflügelt. Doch fallen immerhin auf 10 000 evangelische Einwohner in der deutschen Schweiz 123, in der welschen 268 Blaukreuzler.

Ich habe vorhin erzählt, wie die Pfarrfrau den Küfer schließlich dadurch zur dauernden Enthaltsamkeit half, daß sie ihn in einen Beruf brachte, der ihn der Versuchung

zum Trinken enthob. So war es von jeher eine Hauptaufgabe des Blauen Kreuzes, den Trinkern und Trunkgefährdeten eine neue, andere Umgebung zu schaffen. So hat auch schon Bovet dem Wirtshaus mit höchster Energie Kaffeehallen und alkoholfreie Wirtschaften entgegengesetzt. So sind auch die Trinkerheilanstalten der Schweiz meist auch aus der Blaukreuzarbeit herausgewachsen, sind aber unabhängig vom Blauen Kreuz gegründet worden, und nicht in seinem Besitze. In der neuesten Zeit sind auch viele Berufsarbeiter des Blauen Kreuzes nicht mehr nur Agenten für Trinkerrettung im Dienste eines Vereines, sondern sie haben auch weitere Aufgaben der Trinkerfürsorge übernommen und sind auch rege Mithelfer in der Einführung unvergorener Obstweine als Volksgetränk.

Auch hat sich dem Blauen Kreuz eine starke Jugendorganisation angeschlossen, die als Hoffnungsbund für die Kinder, als Jünglings- und Töchterbund für die jungen Leute das Ziel enthaltsamer Erziehung hat.

In der Bekämpfung des Alkoholismus hat das schweizerische Blaue Kreuz im Laufe der Jahre an der inneren Entwicklung der Abstinenzbewegung aktiv teilgenommen. Es wird heutzutage in der Schweiz wenige Blaukreuzler mehr geben, die wie die Gründer des Vereins trotz eigener Totalabstinenz doch das Ideal der Mäßigkeit preisen und den Wein als eine gute Gabe Gottes anerkennen. Vom „Mäßigkeitsverein", mit der einzigen Aufgabe der Trinkerrettung durch die Abstinenz der Trinker und ihrer Helfer, ist das schweizerische Blaue Kreuz doch zum Abstinenzverein, der die ganze Alkoholnot bekämpfen will, geworden, wobei freilich die Evangeliumsverkündigung das Hauptmittel bleibt und ein durch Christus erneuertes Leben als Ziel gilt. Die unprinzipielle Art des schweizerischen Denkens hat freilich den alten Mäßigkeits-Paragraphen in den Satzungen des Vereins behalten, sozusagen als pietätvolle Erinnerung an die Gründer, und als Mahnung gegen unchristliches Aburteilen über nicht abstinente Christen.

3. Das internationale Blaue Kreuz

In der Schweiz kann das Blaue Kreuz auf ein halbes Jahrhundert der Tätigkeit zurückblicken. Seine Erfolge, an sich erfreulich (35 000 Mitglieder, d. h. 1% der gesamten, 1,5% der evangelischen Bevölkerung und 16 000 Jugendliche) sind gegenüber der großen Aufgabe, die in der Alkoholnot liegt, doch noch sehr bescheiden. Immerhin hat das Trinkerrettungswerk auf der Grundlage des Evangeliums in seinem kontinentalen Stammland doch schon mehr erreicht als in den andern Ländern, in die es schon bald übergriff.

Schon 1879 wurde ein internationaler Bund der Blaukreuzvereine gegründet, dem zur Zeit Verbände in der Schweiz, in Frankreich, Deutschland, Belgien, Dänemark, Norwegen und Holland angehören, und Anfänge oder aus den Kriegsjahren gerettete Trümmer in der Tschechoslowakei, Jugoslavien, Rumänien, Ungarn und verschiedenen außereuropäischen Missionsgebieten.

Da das Blaue Kreuz in Genf entstand und zunächst auch in der welschen Schweiz sich ausbreitete, waren Frankreich und Belgien auch das nächste außerschweizerische Wirkungsfeld der Bewegung. Obwohl das Blaue Kreuz sich von Anfang an als konfessionell neutral erklärt hatte, war doch die ganze Art des Wirkens so von evangelisch-pietistischem Geist durchtränkt, daß sich auch in diesen Ländern seine Wirkung im Wesentlichen auf die Kreise der protestantischen Kirchen beschränken mußte, wenn es auch erfreuliche Ausnahmen im Einzelnen gibt. Immerhin sind es sehr kleine Blaukreuzlerhäuflein in den französischen Städten und in den Bergwerksgemeinden Belgiens, zumal die Sammlung der Vereine nach dem Kriege wieder ganz neu begonnen werden mußte.

In Deutschland wurde der Blaukreuz-Gedanke schon Anfang der achtziger Jahre durch Arnold Bovets Reisen verbreitet und fand in dem selbst aus der Alkoholgebundenheit befreiten preußischen Offizier Oberstleutnant Kurt von Knobelsdorff († 1904) einen besonders tätigen Arbeiter. Der Deutsche Hauptverein des Blauen Kreuzes zählte 1913 42 500 Mitglieder, ging in der deutschen Notzeit auf 22 000 zurück, und hat nun wieder rund 35 000 Mitglieder. Sein Präsident ist Pfarrer Fischer in Essen. Direktor des ganzen Werkes ist Wilhelm Goebel in Barmen (Rathenaustraße 59); dort erscheinen auch die drei Zeitschriften: „Der Herr mein Panier" (für die Mitglieder bestimmt, Auflage 11 000); „Rettung", illustrierte Wochenschrift (zur Massenverbreitung, Auflage 145 000); „Bewahrung" (wöchentlich erscheinendes Jugendblatt, Auflage 45 000). Daneben besteht der Deutsche Bund evangelisch-kirchlicher Blaukreuz-Verbände, seit 1902. 1914 zählte er 267 Vereine mit 11 000 Mitgliedern, ist in der Kriegs- und Nachkriegszeit auf etwa 3000 Glieder zurückgegangen, doch ist er nun wieder im Wachsen und umfaßte nach der letzten Zählung 213 Vereine mit 5671 Mitgliedern. Präsident ist Pfarrer Demandt in Bünde in Westfalen; das Vereinsorgan „Das Blaue Kreuz" (Schriftleiter Pfarrer Otto Wöhrmann) erscheint in Herford.

Der Deutsche Hauptverein steht zur Zeit außerhalb des internationalen Bundes; dagegen ist der Bund evangelisch-kirchlicher Blaukreuz-Vereine seit 1923 diesem angeschlossen.

Der Deutsche Hauptverein wirkt im Ganzen im Sinne des deutschen Gemeinschaftschristentums. Das war wohl der Grund, daß speziell kirchliche Blaukreuz-Vereine neben ihm entstehen mußten. Die Gegensätze, die in Deutschland zur Trennung führten, finden sich auch im Schweizerischen Blauen Kreuz, nur daß hier eine Scheidung nicht nötig wurde, weil die unprinzipielle Art, die dem Schweizer eigentümlich ist, manches zusammen erträgt, was anderorts als unvereinbar erscheint. So wird die Verschiedenheit innerhalb der Blaukreuzler Deutschlands bei uns nur schwer begriffen und die Hoffnung nicht aufgegeben, wenigstens im Internationalen Verbande die getrennten Brüder zusammen zu sehen.

Die Blaukreuz-Vereine Dänemarks (27 521 Mitglieder) und Norwegens (8352 Mitglieder) sind in ihrem Wesen dem schweizerischen Blauen Kreuz ziemlich nahe verwandt; doch ist in jenen Ländern die Enthaltsamkeitsbewegung viel weniger in Verbindung mit dem Evangelium erwachsen, und die nordischen Blaukreuzler stehen zu den Guttemplern zahlenmäßig im gerade umgekehrten Verhältnis wie die schweizerischen.

In Holland bestand eine Vereinigung christlicher Abstinenten schon vor 1877, die auf den Pfarrer Adama van Scheltema zurückging; sie zählt zur Zeit 11 000 Mitglieder und hat erst vor wenigen Jahren den Namen des Blauen Kreuzes im Untertitel angenommen und sich dem Internationalen Verband angeschlossen.

Ist die christliche Abstinenzbewegung in den Niederlanden auch numerisch schwächer als in der Schweiz (0,3% der evangelischen Bevölkerung gegen 1,5% in der Schweiz), so scheint doch ihr Einfluß größer zu sein, denn im gegenwärtigen holländischen Ministerium sitzt als Arbeitsminister Professor Slotemaker de Bruine, der Präsident des Blauen Kreuzes, und auch der Justizminister gehört demselben christlichen Abstinentenverbande an. Die schweizer Blaukreuzler hingegen glaubten schon sich freuen zu dürfen, daß am fünfzigjährigen Jubiläum in Genf der Präsident der Eidgenossenschaft, Bundesrat Motta, das Blaue Kreuz der Sympathie der obersten Landesbehörde versicherte.

Auf den Missionsgebieten der Basler Mission in Afrika und Indien, in den französischen Kolonialgebie-

ten Madagaskar, Neukaledonien, in Südafrika im Gebiet der Mission Romande, sind Blaukreuzvereine durch Missionare gegründet und zur Blüte gebracht worden; doch hat auch da der Krieg Vieles vernichtet, und es mußte wieder neu begonnen werden.

Basel Rudolf Schwarz

Die Kirchenfahne

Mein Vorurteil gegen die Kirchenfahne bekam einen mächtigen Stoß, als ich sie zum ersten Male sah. Zwei wunderschöne lange weiße Stücke Zeug mit glücklich hinein komponiertem violetten Kreuz wehten zu unserm Universitätsjubiläum von den beiden Türmen der Elisabethkirche herab. Die Fahne ist würdig und schön.

Aber mit ihrer Symbolik kann ich mich noch nicht befreunden. Zwar, warum soll die evangelische Kirche deutscher Zunge, zusammengeschlossen im Deutschen Evangelischen Kirchenbund, nicht ihre besondere Fahne haben, bis zur fernsten Auslandsgemeinde hin? Und vielleicht gefällt sie dem protestantischen Kirchenvolke so gut, daß man sie überall zeigt, wo evangelische Christen von Kirchen wegen Feste feiern? Warum nicht?

Aber ist unsere Kirchenfahne nicht aus einer Verlegenheit geboren? Man wollte dem Streit Schwarz-weiß-rot Schwarz-Rot-Gold aus dem Wege gehen. Flaggen sollte man, mußte man. Ein glücklicher Ausweg war gefunden! Echt deutsch. Echt kirchlich. Statt in guter Staatsgesinnung der Verfassung die Ehre zu geben und zu Gunsten der allein gesetzlichen Reichsflagge sein Schwert (unsere heutige Landeskirche hat ein Schwert!) in die Wagschale zu werfen, weicht man aus und erfindet ein neutrales Drittes. In Wirklichkeit aber ist man damit aus der Verlegenheit noch nicht heraus. Denn schließlich ist die Kirchenflagge kein Ersatz der Staatsflagge. Man kann sagen, daß Kirchengebäude überhaupt nicht flaggen sollten. Man kann ebenso einverstanden sein, daß sie, dem Streit der Parteien entrückt, eine neutrale Flagge zeigen mögen. Aber andere kirchliche Gebäude? Konsistorien, Pfarrämter, Gemeindehäuser usw.? Sind die wirklich dadurch, daß sie das violette Kreuz hissen, von dem Tribut patriotisch-politischer Anteilnahme entbunden? Wenn eben kein kirchliches Fest gefeiert wird, sondern ein politisches? Verfassungstag zum Beispiel? Dann müßte doch auf allen diesen Häusern von Rechts wegen neben dem Symbol der kirchlichen Gemeinschaft das der Volksgemeinschaft flattern?

Aber ganz abgesehen davon sind mir doch andere Bedenken geblieben. Wie naiv oder wie bedacht es bei der Schaffung der Kirchenfahne zugegangen sein mag, weiß ich nicht. Aber geschaffen worden ist sie zu einer Zeit, wo unsere Landeskirchen in ihren führenden Schichten zu einem ganz neuen Machtgefühl erstarkten. Der Schrecken über den Verlust des Summepiskopus, über den ganzen Umsturz war einem Frohgefühl der Genugtuung darüber gewichen, daß „die Kirche" noch stand, daß sie freier und fester stand als zuvor. Fester, sofern der Staat ihr im Wesentlichen keine neuen Schwierigkeiten machte, freier, sofern er sie aus alten Abhängigkeiten entlassen hatte. Als man das begriff, entdeckte man das Jahrhundert der Kirche. Ohne Dreinreden des Staats hatte man sich neue Verfassungen geben dürfen; innerhalb dieser wurden sich Mehrheiten ihrer Macht bewußt; ungeahnte Möglichkeiten von Ordnung und Gesetzgebung öffneten sich. Vexilla regis prodeunt — die Fahnen mit dem violetten Kreuz wurden wie die silbernen und goldenen Kreuze der Bischöfe die äußeren Kennzeichen des unerwartet der Landeskirche in den Schoß gefallenen Fortschritts. Triumphierend bekannte da oder dort einer der Oberen: die Kirche sei die einzige Organisation, die aus dem (gottlosen) Umsturz unversehrt hervorgegangen sei, ja noch besonderen Segen davon gehabt habe. Und während man in politicis die Demokratie nach wie vor verabscheute, wußte man sie in ecclesiasticis trefflich zu handhaben.

Diese Macht besteht anscheinend im Kampf um das Reichsschulgesetz ihre Probe. Der Dortmunder Schulstreik war wie ein erstes Flammenzeichen. Die Ausnützung der Elternbewegung ein stetes Schüren des Feuers. Warnungen einer kirchlichen Minderheit wurden einfach nicht gehört. Ein Leser wundert sich mit Recht, daß wir nicht auch Aufsätze für die „Bekenntnisschule" gegen die „Gemeinschaftsschule" bringen. Das würde in der Tat unserer sonstigen Gepflogenheit entsprechen. Aber die offizielle Kirche Preußens tritt so tyrannisch für den Keudellschen Entwurf ein, sie beherrscht so völlig ihre amtlichen Organe, und die kirchliche Presse steht so allgemein zu ihr, daß wir Recht und Pflicht haben, der kirchlichen Minderheit zu dienen, deren Bedenken und Überzeugungen wir teilen. Nur mit großer Zurückhaltung sind wir an den Kampf um das Reichsschulgesetz herangetreten. Die Kompliziertheit des Gegenstandes war uns Warnung genug. Wir hofften zunächst mit großen, prinzipiellen Aufsätzen die Diskussion zu fördern. Aber was fragt der starke politische Wille darnach? Schließlich haben wir Artikel aufgenommen, die in der provinziellen Presse unter dem offiziellen Druck keine Annahme fanden. Bei dieser unserer Haltung wird es bleiben. Eifrige Mitglieder des Evangelischen Bundes (der selbst dadurch in eine peinliche Lage geriet) reihten sich in die Gefolgschaft einer Armee ein, die von katholischen Männern geführt und von katholischen Ideen getragen war. Aber es galt einen äußeren Machtgewinn: für den inneren Segen davon werde man in Zukunft schon sorgen.

Ich schelte Niemanden, der aus freier Überzeugung wider die Gemeinschaftsschule für die Bekenntnisschule ist. „Sie fürchten, daß aus ihr (der Gemeinschaftsschule) eine religionslose, christentumsfeindliche Schule wird, in der aus Rücksicht auf Dissidenten kein Wort von Gott geredet werden darf, in der aber katholische Lehrer die Reformation lästern, radikale Lehrer das Christentum verspotten können." Usw. *). Ich gestehe, es würde mir nur Freude machen, mit Leuten, die das fürchten, in aller Ruhe das ganze verwickelte Reichsschulproblem durchzusprechen.

Aber wie nun der Kampf geführt wird! Man sage nicht rasch: Von Lehrerseite! Mag doch von beiden Seiten gefehlt werden, so viel will. Aber wie nun die offizielle Landeskirche sich in Preußen auf den Kampf eingestellt, wie sie ihn organisiert, wie sie ihre Superintendenten, Pfarrer und Laien terrorisiert hat und noch terrorisiert, das könnte einen an dieser „evangelischen" Kirche fast irre machen. Und es steht wohl außer Zweifel, daß der Feldzug vom Oberkirchenrat selber beschlossen wurde, und daß die unteren Organe sich in ihrem Gehorsam nur darin unterscheiden, ob sie ihn mehr oder weniger skrupellos durchführen.

O Kirche, Kirche, Kirche! Man denkt ein Leben lang nur Kirche: Geisteskirche, Landeskirche, Volkskirche. Und nun sieht man diese ganz andere Wege gehen, als man möchte. Wie gut sind die daran, die im Gemeinschaftschristentum ihre kirchliche Ruhe gefunden haben; die diesen engeren Kreis als Erfüllung ihrer kirchlichen Sehnsucht hegen und pflegen, mehr oder minder los von dem Babel der Landeskirche draußen. Sie flüchten sich einfach aus der ecclesia in die ecclesiola. Sie tun unrecht daran, aber oft genug kommt auch unsereinem die Versuchung, an dem innern Werte der landeskirchlichen Organisation, die wir haben, zu verzweifeln. Man widersteht ja dieser Versuchung, weil man noch immer überzeugt ist, daß eben doch gerade in dieser Form der Landeskirche evangelisches Christentum an unserm Volke sich bewähren soll. Aber die Verblendung ist groß. Die Arbeiterschaft hat unsere

*) So das Wort zum Frieden, das in Nr. 46 des Protestantenblatts zu lesen steht und dem ich gern zustimme.

Kirche verloren, jetzt verliert sie die Lehrerschaft. Bisher war das noch nicht der Fall, trotz dem Kampf der Lehrervereine und Lehrerpresse gegen den Pastor und Lokalschulinspektor. (Es ist noch nicht so lange her, daß er das war.) „Wie denkt man sich das Experiment — schreibt Mutiges Christentum 38 vom 18. Dezember — daß man die 150 000 Lehrervereinsmitglieder zuerst tödlich kränkt und dann die freiwillige Übernahme des Religionsunterrichtes unter kirchlicher ‚Einsichtnahme' von ihnen erwartet?"

Es ist eine kurzsichtige Politik.

Aber wir haben die Kirchenfahne. R

Das Berneuchener Buch

1. Der Ort des Buches. 2. Evangelium und Kirche. 3. Evangelium und Wort Gottes. 4. Erkenntniskraft des Glaubens. 5. Kultus. 6. Evangelisches Werk. 7. Abschluß

1. Der zeitgeschichtliche Ort des Buches

Die Zeitläufte suchen nach Beruhigung. In der Revolution war Manches in Bewegung gekommen; auch wer nicht revolutionär gestimmt war, hatte an dieser Bewegung Teil. Denn wenn das Hergebrachte wankt, wenn die alten Spaliere unseres Daseins niederbrechen, sieht man sich vor Fragen gestellt. Das kann verschieden tief gehen; so daß mitunter nicht nur die gewohnte Umwelt in Frage gestellt erscheint, sondern der ganze Mensch selber in dem Augenblicke sich selber fraglich wird, wo er seine Stützen verliert.

Wir waren alle aufgescheucht und mußten in irgendeine Fremde, mußten unserem Dasein und Denken Neuland suchen. Mancher freilich landete schnell bei irgendeiner Neuaufmachung des Gewesenen; ein Notbau erstand, mehr oder weniger großartig oder jämmerlich aus dem Alten zurechtgeflickt: der „Betrieb" erstand in ganz neuer Technik; es wurde organisiert. Im kirchlichen Leben sind die Elternbünde, die Bischofsidee und Ähnliches die Zeichen für solche rasche Rückkehr zur Beruhigung; möglichst rasch war das alte Spalier wieder da oder ein stattlicheres; an Stelle des abgebrannten stand ein massiveres Haus da: es war gegangen, wie bei dem Manne, der gut versichert war, — der Brand wurde sein bestes Geschäft.

Es gab Andere, die waren zu tief erschüttert, als daß sie zu solcher Eile und Gewandtheit fähig gewesen wären. Für sie hatte sich mehr ereignet, als daß sich ein liebgewordenes Dach morsch erwiesen hätte; ein Blick hatte sich ihnen aufgetan in das Gebiet jenseits der Institutitionen und Organisationen; sie hatten bemerkt, daß hinter diesen Vordergründen erst das grauenhafte Dunkel lauere und dort erst die wesentliche Frage beginne; — und daß also mit dem Wechsel der Vordergründe noch nichts getan sei, als höchstens eine Verschleierung des Entscheidenden.

Zu diesen Menschen, die noch aufgescheucht sind und in denen der Auftrieb von damals sich noch nicht gesetzt hat, gehören die „Berneuchener", von denen ja D. Stählin in Nr. 10, 1927 hier berichtete. Von dem Buche dieses Kreises soll nunmehr ausführlicher die Rede sein.

Wo selbst der Boden unter den Füßen unsicher und verdächtig wird und in den Möglichkeiten des eignen Wesens keine Rettung entdeckt wird, da ist das Ende leicht die Hoffnungslosigkeit. Wenn nicht, was dies Beben uns spürbar macht und diesen Blick ins Leere uns öffnet, das Evangelium ist. Damit ist das Wahrzeichen der Berneuchener genannt.

Wenn die Menschen aufgescheucht sind, hat das Evangelium noch am ehesten gute Zeit. Freilich nicht nur das Evangelium. Auch die voreiligen Hilfen, die Scheinhilfen tun dann ihren Fischzug. Diese bei denen, die nicht allzu weit vom Bisherigen fortwandern wollen oder die kopflos in die erste beste Deckung sich werfen. Das Evangelium bei denen, die der Schreck scharfsichtig gemacht hat und die den weiten Weg nicht scheuen in „das Land, das Ich dir zeigen werde" und nach dem wir immer unterwegs sein sollten. Christsein heißt unterwegs sein, wie Jesus unterwegs war und „hatte nicht, da er sein Haupt hinlegte".

Das muß man den Berneuchenern lassen: sie wollen Ernst damit machen, vom Evangelium auszugehen. Darum sind sie noch nicht „fertig"; sie sind noch erschüttert. Nun nicht mehr bloß von außen, sondern von innen. Sie sind noch „in Bewegung" in dem Sinne, daß alles in ihren Äußerungen mit lebendiger Wucht einem Ziele zustrebt, das seinerseits kein ruhender Punkt ist (den es im Evangelium nicht gibt), sondern ein Werden von Gott her. Darum ist es so schwer, über sie und ihr Buch etwas zu sagen, weil es so schwer ist, Bewegung zu malen und gar zu zerlegen.

Der Berneuchener Kreis empfing von der Jugendbewegung wesentliche Antriebe. In ihr war man ja aufgescheucht, schon vor dem Kriege. Es bestätigt sich die im Kriege oft ausgesprochene Beobachtung, daß das Kriegserleben den Menschen nicht verwandle, sondern nur das vollende, was er schon war. Wo schon Erschütterung war, kam sie in sich zu gewisser Erfüllung. Daher sind die Berneuchener eine Gabe der Jugendbewegung an die Kirche. Denn wie man auch sonst urteilen möge: dieser Kreis bedeutet etwas. Man wird nicht mehr so selbstverständlich in evangelischen Kreisen über die Unfruchtbarkeit der Jugendbewegung reden dürfen. Es hat sich gezeigt, daß nicht nur die Jugend auf die Kirche einzugehen (wie etwa Dibelius will) und sich von ihr beurteilen zu lassen habe, sondern daß die Kirche von dieser Jugend her sich vor sehr weitgreifende Fragen stellen lassen muß; daß sie, anstatt zu verkündigen, zuvor hören muß; — was einer organisierten Kirche immer am schwersten fällt, weil es ihr gegen ihren Beruf zu gehen scheint.

Man spricht jetzt gern von der Begegnung der Jugend mit den großen übergreifenden objektiven Mächten. Man meint damit das Zurücktasten aus einer Isolierung des Ich zum Innewerden der überindividuellen Beziehungen: Familie, Staat, Kirche u. a. Im Berneuchener Kreis findet in der Tat eine Begegnung der Jugend mit der Kirche statt. Der Wille zur Kirche ist stark im Berneuchener Buch. Das zeigt sich schon an der Art, wie es den Büchermarkt betritt.

Das Buch hat keinen bestimmten Verfasser, sondern es zeichnet eine Gruppe von namentlich genannten Menschen. Wohl hat jeder Hauptabschnitt einen persönlichen Bearbeiter, doch bleibt er ungenannt; er will das und nur das aussprechen, was der „Kreis" als ganzer gemeinsam sich erarbeitet hat. Stählin hat dies hier in CW gedeutet als Wegwendung von einem Individualismus hin zu „jener Solidarität, ohne die eine Kirche und die Pfarrerschaft einer Kirche nicht bestehen kann". Die individualistische Bewegung ist ja auch sonst rückläufig, besonders in der Jugendbewegung. Einstweilen noch ohne greifbare Ergebnisse; das Streben als solches zur Gemeinschaft, die Bewegung an sich also, ist vorläufig vorhanden.

Sie ist ein Zeichen der Zeit, und ein nötiges. Die Ängste der Zersplitterung, für die man den Individualismus verantwortlich macht, sind wahrlich ernst genug. Auch die Kirchen sind schwer von ihnen erschüttert. Wie aber, wenn der Individualismus einstweilen noch unser Schicksal wäre? Gegen ein Schicksal hilft kein noch so guter Wille. Wenn der Individualismus Schäden mit sich bringt, so trägt das Kirchentum ein gut Teil Verantwortung. Die Kirchen haben für die brennenden Fragen der Zeit das erlösende Wort nicht. (Das sprechen auch die Berneuchener erfreulich deutlich aus!) Bis auf Weiteres ist der Einzelne in dem Kampf auf Leben und Tod um den Sinn seines Daseins ganz allein auf sich selbst angewiesen; von den Kirchen (und kaum von irgend sonst woher) erfährt er keine nennenswerten Hilfen. Einsam empfängt er seine Wunden; einsam erficht er seine Siege, erleidet einsam seine Niederlagen; einsam macht er seinen Frieden oder

tritt abseits, auch in seiner Resignation und im letzten Schritt zu ihr einsam und verlassen, und wenn er über den gutgemeinten Zuspruch spottet, so darum weil er sich von ihm wie Hiob verspottet fühlt. Solange das so bleibt, wird der Individualismus unser Schicksal sein. Und kein noch so klarer Hinweis auf seine handgreiflichen Schäden wird daran etwas ändern. Keine noch so herzliche Erinnerung an die Bedürfnisse der Kirche. Und solange das so ist, wird es zwar immer Gruppen geben können, aber keine übergreifende große Zusammenfassung; solange sind auch die Berneuchener in Gefahr, die Zahl der Gruppen um eine zu vermehren.

Die Berneuchener sehen freilich, daß den Kirchen das erlösende Wort fehlte. Hoffnung für die Kirche ist nur da, wo man sich das vorbehaltlos eingesteht. Da verstummen dann aber die Vorwürfe gegen den Individualismus und überhaupt gegen die da draußen. Ob die Berneuchener dem erlösenden Worte näher kamen, das Evangelium neu vernahmen, ob sie etwas wissen, was die Vereinsamungen überwinden kann, das wird die entscheidende Frage sein.

Ihr geschichtlicher Ort ist deutlich. Sie stehen in der rückläufigen Bewegung, die bei uns die Nachkriegszeit kennzeichnet, und sie sind gründlicher und nachhaltiger aufgejagt, als es sonst der Fall zu sein pflegt.

Apollensdorf Karl Müller

Singbewegung und Gemeinde

1

Wer heute an dem Singen in einem Jugendkreis oder in der Gemeinde verantwortlich beteiligt ist, für den ist die Singbewegung kein bloßes Wort mehr. An solche wandten sich die Musikbesprechungen, die hier über die Veröffentlichungen dieses Kreises berichteten. Will man diesen Kreis näher umreißen, so sind hier zu nennen einmal die Gruppen des Finkensteiner Bundes, um Walther Hensel, die man am besten aus ihrer Zeitschrift „Die Singgemeinde“ und aus den Ausgaben des Bärenreiter-Verlages kennen lernt; dann die Musikantengilden, um Fritz Jöde, mit der Zeitschrift „Die Musikantengilde“ und den Ausgaben des Kallmeyer-Verlages.

Aber es ist damit nicht getan, daß man sich an die Musikverständigen und Musikverantwortlichen wendet. Was sich heute in der Singbewegung ereignet, geht nicht nur sie an, sondern allen Ernstes die christliche Gemeinde als solche. Denn hier ist Etwas wieder entdeckt worden, was der Gemeinde anvertraut war, was sie aber weithin völlig verloren hat: das Singen des Chorals. Deshalb wird die Gemeinde, wenn sie sieht und hört, was da vor sich geht, aufmerksam werden und sich fragen, was eine solche Situation für sie bedeutet *).

Von wenigen Ausnahmen abgesehen, ist die Lage in der Kirche heute die, daß man mit dem Choral wenig anzufangen weiß. Er ist die Einleitung des Gottesdienstes, während deren man auch zu spät kommen kann, oder der Abschluß, während dem man sich zum Gehen fertig macht, oder ein Einschub, ein Ausruhen zwischen den „eigentlichen“ Stücken des Gottesdienstes. Musikalisch gehört, ist er ein Sich-schleppen-lassen von der Orgel, hinter der man in trägen Synkopen sich ziehen läßt. Diese formalen und musikalischen Mängel sind uns nur ein Hinweis darauf, daß die Gemeinde den Choral nicht mehr versteht. Vielleicht genau so wenig versteht wie Gebet, Bekenntnis und christliche Predigt.

Wenn dies Nichtverstehen des uns Überlieferten in der Gemeinde heute Vielen gerade am Singen deutlich wird, dann danken wir das der Singbewegung. Zu dieser Erkenntnis konnte sie führen, weil sie nicht ein Programm brachte, wie man zu singen habe, sondern eine für uns neue Art des Singens überhaupt.

2

Das darf unter keinen Umständen „musikalisch“ verstanden werden. Es handelt sich hier nicht um eine neue Musiktheorie, sondern um ein Aufdecken der Möglichkeit, wie überhaupt gesungen werden kann. Die Singbewegung hat hier ein Erbe der Jugendbewegung angetreten, die mit ihrem „Zupfgeigenhansl“ den ersten Schritt zu einem Singen tat, das den ganzen Menschen angeht. Die Musik, die hier und weiterhin gesungen wurde, hat — das ist als Erstes zu nennen — etwas Verbindendes. Die diese alten Fahrten- und Landsknechtslieder sangen, wurden wie von selbst zu einem Bund. Denn das Lied war Ausdruck ihres Lebens. Und dieses Leben lehrte sie, daß es nicht für den Einzelnen da ist, sondern im Miteinander besteht. Lied und Fahrt und Feier der Jugendbewegung kamen und kommen aus dieser Verbundenheit.

Daneben steht ein Zweites. Man erfuhr neu und erfährt noch heute neu, daß das Singen bestimmter Lieder etwas Bestimmtes von einem fordert, das man als Haltung zu fassen versucht. Man hört den Gegensatz zwischen den alten Volksliedern, etwa den Liebesliedern des 16. Jahrhunderts, und der Jazzmusik des heutigen Kinos und Kaffees. Und man hört diesen Gegensatz als Forderung: wenn man so singe, dann auch so zu leben wie diese alten Lieder. Man spricht von der Haltung der alten Lieder, die einem in der Herbheit, Schlichtheit und Wahrhaftigkeit der Weisen und der Texte entgegentritt.

Für diese beiden Erfahrungen ist es kein Zufall, daß sie an dem Lied um das 16. Jahrhundert gemacht wurden. Ein Überblick über die Wandlung, die eine Melodie dieser Zeit auf ihrem Weg durch die Jahrhunderte bis hin zu uns gemacht hat, zeigt deutlich, wie diese beiden Bestimmungen des Liedes als Verbindendes und Forderndes verloren gehen. Die Strenge des Rhythmus wird ausgeglichen, die Tonfolgen werden angeglichen, das Lied wird erweicht, durch die Willkür vieler Einzelner, die das Lied so zu einem Ausdruck ihres Einzelseins machen. Ich nenne zum Vergleich etwa die alte und die ausgeglichene Fassung von „Ein feste Burg“, oder die Verwendung des Lutherchorals „Ach Gott, vom Himmel sieh darein“ in Mozarts Zauberflöte (1791), wo er als Gesang der Geharnischten kaum wiederzuerkennen ist.

Die Singbewegung ist das lebendige Zeugnis dafür, daß das alte Lied sich auch dem heutigen Menschen erschließen kann, wenn er sich in den Kreis derer einfügt, für die Singen nicht eine Art Gesellschaftsspiel ist, sondern die bereit sind, sich „unter das Lied zu stellen“. Was solches Singen für das Leben der Jugend bedeutet, mag Jeder selbst feststellen. Ich weise nur hin auf die begeisterte Aufnahme der Singwochen, die heute hier und dort stattfinden, und der Singabende, in denen die Arbeit weitergeführt wird.

3

Uns geht hier eine andere Frage vor. Was bedeutet dies vorhandene Leben für unsre Gemeinde? Zunächst einmal dies, daß an diesem neuen Singen Allen deutlich werden muß, wie es mit dem Singen in der Kirche heute bestellt ist. Denn all das, was wir von der Singbewegung gesagt haben, sollten wir doch auch von der Gemeinde sagen können. Was soll denn die Gemeinde vereinen, wenn nicht das gemeinsame Lobsingen und Danken, das heißt also: Beten, im Lied, und wenn nicht das Sich-selbst-singen und das heißt Hören von Gottes Forderung und Verheißung eben im Lied?

Damit kommen wir an den Kern unsrer Frage heran. Der protestantische Choral ist ebenso wie der gregorianische wortgezeugt. Er ist tönendes Wort. Wenn heute

*) Wichtige Äußerungen zu dieser Frage sind:
Richard Gölz, Die Singbewegung. Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst, 10./11. Heft, Okt.-Nov. 1927.
Wilhelm Thomas, Evangelische Kirche und Singbewegung. Die Singgemeinde, 4. Jahrgang, 1. Heft, Okt.-Nov. 1927.
Alfred Stier, Zur Erneuerung der Kirchenmusik. Kassel, Bärenreiter-Verlag 1927. 32 S. 80 Pfg.

die Gemeinde ihn nicht singen kann, ist das ein Ausdruck dafür, daß dieses Wort in ihr nicht lebendig ist. Eine Gemeinde, die das Wort dieses Chorals, und das ist das Wort der christlichen Verkündigung, nicht aufnimmt, kann diesen Choral gar nicht singen. Diese Gemeinde kann auch die Predigt nicht hören als an sie gerichtetes, entscheidungforderndes Wort, sondern sie wird als beurteilendes Publikum sich der Verkündigung auch der Predigt entziehen.

Hier liegt die eigentliche Not des Singens in der Gemeinde. Diese Not ist keineswegs isoliert, sie ist keine andere als die Not, in der die Kirche sich befindet, wenn sie sich auf den ihr gegebenen Auftrag besinnt. Den Theologen wird sie offenbar, wenn sie ihre Arbeit tun und in ihrer Beschäftigung mit der Theologie des Neuen Testaments und der Reformatoren sehen, wie weit wir uns von diesem Boden unserer Kirche entfernt haben. Es ist die gleiche Erkenntnis, die den Singgruppen heute an der Tatsache aufgeht, daß die Gemeinde weithin ein geistliches Einzellied wie „Harre, meine Seele" den alten Chorälen „Wir glauben all an einen Gott" oder „Christ ist erstanden" vorzieht. Gerade diese Gegenüberstellung zeigt ja, wie eng das Singen mit dem Leben und Glauben der Gemeinde zusammenhängt.

Hier hat die Gemeinde ein ernstes Wort von der Singbewegung zu hören. Denn wo hier die alten Kirchenlieder wieder gesungen werden, da geschieht das mit einer Aufgeschlossenheit gegenüber dem, was diese Lieder — in Melodie und Text — uns zu sagen haben, wie wir sie im Singen der Gemeinde heute vermissen. An dieser Aufgeschlossenheit kann die Gemeinde lernen, daß für sie beim Singen wie überhaupt die eigentliche Verhaltungsweise das Hören ist, daß das Singen in der Gemeinde ebenso wie jedes andere Tun durch das Pauluswort bestimmt ist: „Der Glaube kommt aus der gehörten Verkündigung, die gehörte Verkündigung aber durch das Wort Christi" (Röm. 10, 17).

4

Diese Verkündigung tritt heute im alten Choral an Leute heran, die sie in der Kirche nicht mehr gehört haben. Und sie rückt ihnen näher auf den Leib als in mancher Predigt; kann sie einen überhaupt dringender angehen als wenn man diese Worte selbst in den Mund nimmt und sie andern Hörenden weitergeben will?

Wo solche Bereitschaft zum Hören ist, da ist Gemeinde, und da wird die Kirche sich freuen, daß — wenn auch vielleicht außerhalb ihrer Mauern — das ihr anvertraute Wort ein Anliegen für Menschen wird.

Freilich wird die Kirche auch immer die Gefahr sehen, die darin liegt, daß hier Worte gesungen werden, an die man nicht vom Wort, sondern von anderswoher herankam. Wenn Luther sang, so sang er das Gleiche, was er auch predigte, auch bekannte, auch betete. So war für ihn das Singen eine eindrücklichere Weise des Redens und Hörens dessen, was er täglich redete und hörte.

Die Singbewegung kommt einen andern Weg. In der Erkenntnis, daß Wort und Klang zusammengehören, suchte sie nach einem Liedgut, das unserer Zeit nicht nur Ausdruck, sondern Richtung geben kann. So fand sie zurück zu dem alten Volkslied, dem weltlichen und dem geistlichen — und damit zu dem alten Choral. Man steht ihm zunächst mit so etwas wie einer Unsicherheit gegenüber; es begegnet in ihm eben mehr als das Verbindende und Fordernde der Jugendbewegung. So fängt man an ihn zu singen, in der Hoffnung, daß denen, die Wort und Klang ernst nehmen, etwas von dem aufgeht, was hier dem Menschen gesagt ist.

Kirche und Singbewegung stehen vor der gleichen Verkündigung. Und sie stehen ihr gegenüber in der gleichen Not: daß sie nämlich nur da wirklich ist, wo sie gehört wird; und gerade darüber verfügt weder die Kirche noch die Singbewegung. Beide können sich nur gegenseitig darauf hinweisen, wo die eine oder die andere durch ihr Tun — sei es durch musikalische oder durch kirchliche Selbstsicherheit — nicht mehr darauf hinweist, daß auf dieses Hören Alles ankommt.

Marburg Wilhelm Wolff

Vom Predigen

1. Liturgie und Predigt. 2. Einige Predigtbücher. 3. Vom Predigen überhaupt. 4. Eine „unmenschliche" Theorie

1

„Je besser die Musik, desto schlechter die Predigt" — dieses bittere Urteil, das jüngst irgendwo zu lesen war, beleuchtet eine Gefahr, in der unser kirchliches Leben steht. Aus der liturgischen Reform ist eine Liturgitis geworden, ein krampfhaftes Suchen nach andern Formen, alten und neuen, in denen in der Gemeinde angebetet werden soll. Sicher tat es Not im Gegensatz zu altem Schlendrian in einer Zeit, da man das Wort Gottes mit einer Rede oder auch mit Geschwätz über es verwechselte, auf die Formen der Anbetung zu achten. So entsprach es einer neuen Zeit, die, irrationaler und mystischer gerichtet, sich von dem Predigtwort nicht mehr so viel versprechen zu dürfen meinte wie früher. So schießen denn seit Jahren die liturgischen Entwürfe und Formen üppig aus dem Boden, Erzeugnis und Förderung des Wahnes, als ob es durchgreifende äußere Mittel gebe, um wieder die immer leerer werdenden Kirchen zu füllen. Diese Mühe hat gar keine Verheißung, wenn man Kirchen mittels solcher Reformen zu füllen hofft: überhaupt erreicht man solche Ziele weniger, wenn man auf sie hinstrebt, als wenn man einfach das, was nötig ist, tut und den Erfolg Gott überläßt. Nötig ist gewiß mehr Form, mehr Anbetung, mehr Weihe; wo solches zu finden ist, da werden sich auch die einstellen, die noch das Bedürfnis nach Feier und Erhebung haben.

Aber verachtet die Predigt nicht! Sie ist und bleibt doch unser Hauptstück im Gottesdienst, unser Stolz und unser Glück, wenn gleich sie auch unsere Schwäche und unsere Qual bedeutet. Man kann sicher sein, daß unter hundert Besuchern des Gottesdienstes fünfundneunzig eine gute Predigt verlangen. Und damit meinen sie ein Wort von einem Mann, der Etwas aus dem Reichtum Gottes und Christi ins wirkliche Leben hinein zu sagen hat. Es gibt ja zwar auch Andere, die einmal für eine Stunde in rosa-rote Phantasiewölkchen emporgehoben werden wollen, um sich über alles Leid des Lebens ästhetisch hinweg narkotisieren zu lassen. Aber auf die brauchen wir keine Rücksicht zu nehmen. Wir sollen denen dienen, die geholfen haben wollen mit einem Wort, das, aus dem Schatz der Kirche und unserer persönlichen Haltung heraus geboren, helfen kann über alle bösen Mächte Herr zu werden. Hilfreich zwischen der Schrift und dem Leben hin und herzugehen, aus dem klassischen Reichtum der Bibel am Faden der Analogie Kräfte, und das sind Gedanken, dem heutigen Leben zuzuführen — das ist die schöne, aber schwere Aufgabe. Vor allem aber muß nicht nur gesprochen, es muß Etwas gesagt werden. Es wird so viel gesprochen und dabei so wenig gesagt. Man braucht ja nicht hinzuzufügen, mit welchen unliebenswürdigen Ausdrücken solches Getue bezeichnet zu werden pflegt. Wir haben uns durch solche unsolide Inflationswirtschaft um den Kredit gebracht. Wir müssen ihn wiederherstellen, indem wir ganz reell werden, und das heißt etwas Wirksames und Hilfreiches darbieten.

Im Folgenden soll einmal wieder über neuere Predigtwerke berichtet werden. Es ist zu viel gesagt, wenn damit der Anspruch erhoben würde, Etwas über die heutige Predigt zu sagen; wer könnte ein so umfassendes Gebiet ausmessen? Es kann nur in Aussicht gestellt werden, daß der Ausschnitt aus der Predigtliteratur, den der Zufall auf dem Tisch des Berichterstatters vereinigt hat, gekenn-

zeichnet wird. Dazu soll immer ein Wort über das Was und das Wie der einzelnen Predigtbücher gesagt werden. Vielleicht langt es dann zu einem vorsichtigen abschließenden Urteil; jedenfalls aber kann der Prediger, der nicht mit sich zufrieden ist, Wege finden, wie er sich nach Inhalt und Form an Predigern weiterbilden kann, die es wagen sich mit ihrem Besten der Kritik zu stellen. — Es sei gleich von vornherein offen gesagt, daß auch Willkür aus jedem Predigtband nur einen Teil, meist etwa die Hälfte zum Studium ausgewählt hat, bis eine Ahnung von dem vorliegenden Typ erwachte — auch der berufsmäßige Predigtleser kann nur bis zu einem gewissen Grade seine Aufnahmefähigkeit für diese geistigen Erzeugnisse ausdehnen.

Dem abschließenden Wort über die Predigten soll noch eine Auseinandersetzung mit einer neuen Predigtlehre folgen, die auf den Bahnen der neuesten Theologie Vielen die Hoffnung auf ganz neue homiletische Wege erweckt hat.

2

Uckeley, **Gottes Wort an unsere Zeit.** Berlin, Ernst Röttger 1927. 136 S. 1.50 M.

Fezer, **Der Herr und seine Gemeinde.** Stuttgart, Calwer Verlag 1927. 167 S. Geb. 4.50 M.

Hesselbacher, **Herr, auf dein Geheiß.** Herborn, Oranienverlag 1927. 510 S. 9 M.

Predigtbuch der Dorfkirche. Neue Folge. Berlin SW, Deutsche Landbuchhandlung 1927. 459 S. Geb. 10 M.

Stange, **Die großen Taten Gottes.** Dresden und Leipzig, Ungelenk 1927. 109 S. 2 M.

Vom gegenwärtigen Christus. Henneberg, Heimatglockenverlag 1927. 158 S. 7 M.

Jauchzet dem Herrn, alle Welt. Stuttgart, Steinkopf 1927. 212 S. 3.20, geb. 4 M.

Vierzehn Grabreden. Halle, Waisenhaus 1927. 49 S. 2 M.

Schowalter, **Casualreden.** Berlin, Röttger 1927. 2. Aufl. 244 S. Geb. 4 M.

Wir beginnen mit zwei akademischen Predigern. Uckeley ist ganz und gar Seelsorger auf der Universitätskanzel. Nur selten kommt einmal eine Auseinandersetzung über Fragen des Glaubens für die Gebildeten, auf die er zählen kann, ein Wort über das Organ für Gott, das „Dahinter". Gleich kommt er dabei auf Jesus, der das Leben reich, klar und stark machen kann. Der Lehrer der Predigtkunst verrät sich darin, daß er im Vorwort ein Prinzip für seine Predigtarbeit aufstellt: er bekennt sich als Voluntarist, dem es darauf ankomme, auf den Willen zu wirken. So zieht sich durch alle Predigten ausgesprochen oder nicht der Versuch, die Wertungen seiner Hörer in die Reihe zu bringen: sie sollen dem wertlosen Sinnfälligen den Abschied geben und dem wahrhaft Wertvollem nachjagen. Von diesem Gesichtspunkt ergibt sich auch eine Linie nach der Ruhe der Seele hin, in aller Ungeduld und allem Unfrieden unseres Lebens. Beides aber, das frohe, zuversichtliche und das inhaltreichere Leben, wird erlangt im Umgang mit dem Herrn, mit Jesus. An kleine, häufig aus den Ecken der Schrift herausgeholte Texte schließen sich feine Gedanken in ruhiger, aber mit beständigem Du auf den Hörer eindringender Sprache an. Immer wird auf Hilfsmittel hingewiesen, wie man die hohen Güter und Ziele erreichen kann — auch darin stimme ich wie mit jener emotionalen Grundlage, also der Absicht, Umwertungen anzubahnen, dem Prediger zu, wie wenig andern Amtsgenossen auf Katheder und Kanzel.

Fezer spricht reichlich gegen alles Sorgen in allerlei Lebenslagen, wie es der Gegenwart entspricht. Gott erweist sich als der Treue, Jesus stillt den Sturm, wenn wir mit ihm durch das Leben gehen, wir versinken nicht. Aber wir müssen uns auch vor Gott stellen und zu der Gemeinde treten, die den Sohn anbetet. Alles hängt davon ab, ob wir Gott im Gehorsam des Glaubens untertänig sind. Im Mittelpunkt unseres Glaubens steht das Kreuz: hier ist Gott am größten und der Mensch am kleinsten; alle Not hat ein Ende vor dem Kreuz, es bringt Gott und Menschen in Wahrheit zusammen. Von diesen leitenden Gedanken aus fallen reichlich Blicke auf die Art, wie die Menschen es treiben: sie spielen voreinander Theater, sie hassen Gott und hassen einander. Aber sie sollen einander vergeben, auch hier in Tübingen, und sollen nicht ungeduldig werden, wenn es an der Glastüre läutet. Gott hat viel Geduld mit uns, aber zuletzt holt er doch zum Schlage gegen uns aus. — So mischt sich hier vorbildlich Allgemeines mit Besonderem. Die sehr kurzen Predigten holen aus dem Text heraus, was nur irgend in ihm liegt und bringen es mit Thema und Teilen — was auch zum Vorbildlichen gehört — in zurückhaltender Sprache, die aber reich an vielen Feinheiten und mit Anschauungen aus Vergangenheit und Gegenwart gesättigt ist, an den Mann.

Wie ganz anders Hesselbacher! Zwar drängt er auch auf die beiden Punkte hin, die jedem rechten Prediger am Herzen liegen müssen: Friede und Kraft. Friede in der furchtbaren Seelennot der Gegenwart, Kraft zu einem Leben in der Wahrheit des Wesens, wo wir zu uns selber gekommen sind, zu einer vollständigen Umwertung der Werte, sowohl was den Einzelnen als was das ganze Volk angeht. Und auch hier ist es Christus, von dem Alles herkommt: er ist die Gottesmacht, die Offenbarung der Liebe Gottes, er ist das Ende unserer Welt und der Aufgang einer ewigen Welt; er hat für uns gelitten, aber zu Ostern hat Gott in seiner Erweckung die Tore der Ewigkeit aufgestoßen. Die Gewalt des Christus schafft ganz andere Menschen aus uns; unter seinen segnenden Händen gilt es am Reich Gottes zu bauen, bis die Weltgeschichte an ihr Ziel kommt. In Ihm ist der wahre Weltfriede und der wahre Völkerbund gegeben. — Man merkt schon den Unterschied dieses Predigers von den ersten: es ist alles mächtiger und packender, hier spricht nicht ein ruhiger Betrachter, sondern ein feuriger Redner, der sich verzehrt in seiner leidenschaftlichen Art. Hier wird wirklich geredet, nicht gepredigt, hier ringt einer in Dialogen, Fragen, in kräftigen und schonungslosen Anrufen mit seinen Hörern. Hier stürmt und braust ein rednerischer Geist mit Kraft durch die Predigt hindurch, nachdem er mit einem Zitat, einer Anekdote, einem Bild sich die Aufmerksamkeit gesichert hat. Er gibt sich selbst in seinem innersten Leben und Erleben hemmungslos hin, und er weiß darzustellen, was er gedacht, geschaut und erlebt hat. Waren seine früheren Dorfpredigten oft mit Bildern überladen, so daß man zuweilen durch Bildergalerien hindurch mußte, so ist hier die schildernde Phantasie gezügelt und in den Dienst der erbaulichen Aufgabe getreten.

Die vielen in dem Dorfkirchenbund vereinigten Predigten können kein anderes Ziel und keine anderen Wege zeigen als die andern Predigtbücher auch. Friede und Freude, Stärke in Schicksalsschlägen und vor dem Tod, Selbstlosigkeit und Gemeinschaft, Streben nach dem Besten und sich alles zum Besten dienen lassen, neue Gesinnung und Wachstum in Christus — das sind auch hier die großen Ziele. Und die Wege heißen wie überall: Beten, Glauben, Versenkung in die Liebe Gottes am Kreuz, Blick auf die ewige Heimat, Pflege der kirchlichen Gemeinschaft; aber auch ein besonderer praktischer Rat fehlt nicht: Sprüche und Bilder an der Wand sollen in Verbindung mit dem Herrn Jesus halten. Das Dörfliche liegt in einem Zwiefachen: einmal in der Anwendung jener umfassenden Erkenntnisse auf die Verhältnisse der bäuerlichen Bevölkerung, also in der Beziehung auf dörfliche Gemeinschaft, auf Saat und Ernte, Stall und Scheune, Nachbarschaft und Kirchweih; dann aber in der einfachen Sprache und der verständlichen schlichten Gestaltung der Rede mit Thema und Einteilung. Das Idyllische der Salonbauernpredigt ist vermieden, aber es fehlt doch an körnigen und wirklich volkstümlichen Leistungen; alles kommt noch sehr geschrieben und mittelbar heraus. Man vermißt Versuche, dem Dorf in der heutigen Religions- und Kulturkrisis planmäßig zu helfen, also positive Aufklärung zu treiben; manches mutet doch recht zeitlos an. Auch das Alte Testament ist nicht so oft herangezogen, wie es seine Bedeutung als Überleitung von gewachsener Naturfrömmigkeit zu geistig-geschichtlicher erheischte.

Die Festpredigten von Stange bewegen sich in gewöhnlichen Gedankengängen und in herkömmlichen Formen, ohne daß eine besondere Eigenart erkennbar wäre.

Dies kann man von den anthroposophischen Predigten der drei Thüringer Pfarrer ja gerade nicht sagen. Hier wird der Versuch gemacht, dem kirchlichen Leben mit einer sehr realistischen Verkündigung aufzuhelfen. Im Gegensatz zu allem mystisch und praktisch-sozial gerichteten Christentum, vor allem aber in dem zu den Theologen, die nur den sogenannten geschichtlichen Christus kennen, wird hier das Christus-Christentum dargeboten. Was man nur von Steiners Lehre weiß, findet sich hier wieder; die Christengemeinschaft spricht hier von evangelischen Kanzeln. Engelgottesdienste sollen gefeiert werden, denn man muß die Engel mithandeln lassen; die Sternenwelt scheint durch Christus hindurch; im Geisterreich wird um uns gestritten; übersinnliche Mächte stehen auf unserer Seite, und überweltliche Kräfte kommen uns aus der andern Welt zu Hilfe. Weihnachten besagt, daß die Welt durchchristet werden soll; Golgatha, daß der Herrscher der Christuskräfte sich mit Erde und Menschheit verbunden hat. — Einen gewissen Ausgleich gegen diese überfeinerten Gedanken bildet eine oft derbe Sprache, die sich vor so wenig sternenmäßigen Ausdrücken wie Säuhandel, Maulaufsperren und dem heiligen Donnerwetter über allen Aberglauben nicht scheut *).

Die Ansprachen unter freiem Himmel, die unter dem Titel Jauchzet dem Herrn, alle Welt vereinigt sind, machen den Anfang damit, den Pfarrern Muster für die freiere Wortverkündigung anzubieten, die immer wichtiger wird. Außer Morgenfeiern im Wald sind Andachten zum Wochenschluß, unter dem Sternenhimmel, bei Bundesfeiern, bei Wander- und Gebirgsvereinen und dergleichen vertreten. Die Aufgabe erfordert Poesie und Stimmung, aber diese treten hier in die Reihe der Mittel zurück. Stets wird auch Etwas gesagt. Einige beschränken sich auf die fromme Naturstimmung, und das ist nicht leicht und nicht überflüssig, Andere eilen gleich zu der Parallele in der eigent-

*) Vgl. 1927, 21, 1026 und in nächster Nummer: Sankt Jörg.

D H

lichen christlichen Verkündigung. Manche bahnen sich dazu den Weg, indem sie das Sehnen aus der Vergänglichkeit der Kreatur als Übergang nehmen. — Wir brauchten solcher Sammlungen noch mehr: Worte bei vaterländischen Feiern ohne Parteifarbe, auf evangelischen Gemeindetagen, wie einer jüngst vor dem Römer in Frankfurt viele Tausende vereinigte: aber alles in ähnlicher Güte nach Inhalt und Form wie hier, kein Geschwätz, das die Kirche blamiert.

Wir fügen noch zwei Bändchen mit Kasualreden an. Über das Heft, das die Sammlung „Der Dienst am Wort" eröffnen soll, ist nicht viel zu sagen; denn wie kann man jede der Grabreden kennzeichnen, die von verschiedenen Männern mit bekanntem Namen gehalten worden sind, es sei denn mit ein paar allgemein anerkennenden Worten? Anders steht es mit der Sammlung, die Schowalter herausgegeben hat. Das Urteil der Pfarrerschaft, das in der schnell nötig gewordenen zweiten Auflage vorliegt, kann man nur bestätigen. Sehr oft kommt der Verfasser hier dem Ideal dieser Reden nahe, den besonderen Fall, den Text und allgemein verständliche und doch inhaltreiche Gedanken zu einem Ganzen zu verweben. Das erreicht man nur, wenn man so gründlich nachdenkt und an der Rede arbeitet, wie das nicht immer zu geschehen pflegt. Trost und Wegweisung spendet hier ein mit seiner Gemeinde verwachsener Pfarrer in einer Sprache, die fern von dem üblichen Kirchendeutsch jedem Gebildeten verständlich ist. Die Verhältnisse einer Mittelstadt mit dem alltäglichen und auch einigen besonderen Fällen werden hier unter Gottes Wort gestellt. Oft erscheinen innere Nöte und Vorzüge von Einzelpersonen und Familien, mit Liebe und Takt gezeichnet, in ihrer Verklärung und Begründung durch den Geist Gottes. Wie anders stünde unsere Kirche da, wenn diese so wichtige Missionsaufgabe überall in ähnlicher Gediegenheit angefaßt würde!

Marburg Friedrich Niebergall

Von Jeremias Gotthelfs Sohne

Als ich ein junger Anfänger im Predigtamte war und nach Führern zur Schlichtheit, Klarheit und Wärme suchte, klagte ich eines Tages meine Not einem lieben älteren Freunde in einem Thüringer Dorfe. Der führte mich zu seinen Büchern und zeigte mir eine Reihe von sieben Predigtbänden, die er wie einen Schatz hütete: sie waren von Jeremias Gotthelfs Sohne, dem 1882 heimgegangenen Albert Bitzius. Ich danke ihm noch heute für diesen Freundesdienst. Aber ich gestehe auch, daß ich ihn im Stillen beneidet habe; denn im Buchhandel waren diese Predigten nicht mehr zu haben.

Nun hat der Verlag Leopold Klotz in Gotha vor drei Jahren einen schönen Auswahlband aus diesem Reichtum herausgegeben; der sollte doch nicht klanglos im Strudel der Neuerscheinungen untergehen. Man kann den Bitzius wieder haben*)!

Aber wer war Albert Bitzius? Wir lassen am besten einen Freund von ihm erzählen: „Ich erinnere mich noch, als ob es erst gestern gewesen wäre, was er mir bei einem Besuche in Twann sagte. Als ich ihn nach dem Kirchenbesuche fragte, lachte er in seiner einzigartigen Weise laut auf und sagte: ‚Ja, darin verwöhnen mich meine Leute nicht! Aber siehst Du, ich räche mich! Ich tue ihnen nie den Gefallen, daß ich darüber klage, sondern je weniger kommen, desto kolossalere Mühe gebe ich mir, diesen Wenigen das Allerbeste zu geben, dessen ich fähig bin; denn ich sage mir: das sind die treusten Seelen, die trotz meiner Schwachheit Sonntag um Sonntag kommen. Denen bin ich schuldig, sie auf den Grund meiner Seele blicken zu lassen und ihnen den letzten Tropfen meiner Kraft zu schenken.' Als ich fragte, ob es ihn nicht drücke oder quäle, weniger zu wirken, als er gern möchte, antwortete er mir mit einem jener Gleichnisse, an denen er so reich war und sagte: ‚Ich empfange jeden Samstag auf meiner Bude zwei Besuche. Den ersten macht mir der Herr Satan, und den zweiten macht mir der Herr Jesus. Der erste schadenfrohe und giftige Herr sagt: Bitzi! Du wirst doch kein Narr sein und dir soviel Mühe geben; es ist morgen wieder alles Mögliche los! So besinne dich nicht lang und plag dich für die Handvoll Leute nicht! Ich kehr ihm den Rücken. Dann kommt der Zweite, der rechte und gute Herr, Jesus Christus. Der sagt zu mir: Bitzi, du kennst mich und weißt, daß ich nicht viel Leute zusammenbrachte; es sind zuletzt nur noch wenige gewesen; aber den Wenigen gab ich mein Herzblut, in der Meinung, es werde schon Vielen zu gute kommen, wenns einmal Zeit ist! — Dann schau ich dem treuen Herrn in die Augen und verspreche ihm, daß ich es von Herzen gern mit ihm halte!'

„Sie wissen vielleicht nicht, wie treu Bitzius sein Versprechen gehalten hat. Ich weiß aber aus seinem eigenen Munde, daß er sich tagelang vorbereitete für eine jede Predigt und in der Nacht auf den Sonntag oft nicht aus den Kleidern herauskam, weil er sich nur ein paar Stunden aufs Bett warf und dann wieder schrieb und verbesserte und auswendig lernte, bis es anfing zu läuten. Das hat er zwanzig Jahre lang Woche um Woche für eine Handvoll Leute getan, gewiß ohne sich träumen zu lassen, daß auch sein Wort und Herzblut einmal noch unter viele Tausende kommen und ihnen durch Christus ewiges Leben zuführen werde."

Und was aus solcher Quelle kommt, sollten wir unbeachtet versickern lassen, während allerlei Minderwertiges den Markt überschwemmt?

Freiburg Paul Jaeger

*) Albert Bitzius, Nach dem Kirchenjahr ausgewählte Predigten. Leopold Klotz Verlag, Gotha 1925. 366 S. 7.50 M.

Zur wirtschaftlichen und sozialen Lage

Der Kampf in der Eisenindustrie

Der Reichsarbeitsminister hat, wie zu erwarten war, am 20. Dezember die beiden, nach mehrtägigen Verhandlungen der Schlichtungskammer zustandegekommenen Schiedssprüche in dem Kampfe der rheinisch-westfälischen Großeisenindustrie für verbindlich erklärt. Damit ist einstweilen eine Auseinandersetzung zum Abschluß gekommen, die die breiteste Öffentlichkeit leidenschaftlich erregte. Ich bin in den Tagen des schärfsten Kampfes wiederholt von Menschen, die mir nie den Eindruck gemacht hatten, als brächten sie irgendein Interesse für wirtschaftliche Streitfragen auf, erregt nach meiner Meinung über den Ausgang dieser Dinge gefragt worden. Und so wird es überall gewesen sein, wo man überhaupt von den Vorgängen hörte, die sich hier abspielten.

Es ist nicht einfach zu sagen, worum es sich eigentlich handelte. Für die Arbeiterschaft ging es zunächst um einen erneuten und ernsthaften Versuch, in einem der umstrittensten Gebiete den Achtstundentag zu erreichen, für die Arbeitgeberschaft um die Abwehr erheblicher Neubelastung eines Industriezweigs, der eben beginnt, eine schwere Krise zu überwinden. Doch das war nur der Vordergrund. Für die Arbeiterschaft war die treibende Kraft der Wunsch, einen spürbaren Anteil an den Früchten der in der eisenschaffenden Industrie unter besonderen Härten durchgeführten Rationalisierung zu gewinnen. Gewiß waren die Löhne seit 1923 erheblich gestiegen — waren es Produktion und Betriebsgewinne nicht noch viel mehr? War nicht die Rückkehr zum Achtstundentag der ersten Nachkriegszeit, waren nicht Lohnsteigerungen oft genug verheißen worden? Sollte die Erfüllung dieser Zusagen ganz in der Willkür der Industrieherren liegen? Die Arbeitgeber mußten damit rechnen, daß diese Fragen einmal deutlich gestellt würden, und sie haben es getan. Die Errichtung einer Streikkasse um das Ende des August 1927 weist darauf hin, daß man diesen Augenblick nahen sah.

Wesentlich aber war etwas Anderes: man wußte, daß jede Entscheidung dieser Fragen an den Willen des Reichsarbeiterministeriums gebunden war, und diese Bindung wurde von Tag zu Tag als unerträglicher empfunden. Die Richtung, in der das Reichsarbeitsministerium vorgehen würde, war zudem völlig deutlich. Jede Möglichkeit, ihm ernsthaften und erfolgreichen Widerstand zu leisten, noch besser: seine Methoden ad absurdum zu führen, mußte äußerst willkommen sein. Daß die Gewerkschaften als Gegner empfunden werden, ist natürlich. Als eigentlicher und gefährlicherer Gegner erscheint der Reichsarbeitsminister und das von ihm vertretene Zwangsverfahren in der Beilegung wirtschaftlicher Streitigkeiten. Man versteht den Verlauf des ganzen Kampfes nicht, wenn man nicht diese unausgesprochenen Gesichtspunkte auf beiden Seiten ins Auge faßt, so wenig sie auch im Einzelnen das Verfahren während des Kampfes konsequent bestimmt haben. Genug, daß in einer Industrie von entscheidender Bedeutung für die deutsche Gesamtwirtschaft eine Kraftprobe von lange nicht erlebten Ausmaßen unternommen wurde.

Die Folgen eines offenen Kampfes wären nicht abzusehen gewesen. Kein Wunder, daß in der Öffentlichkeit die stärksten Schlagworte herhalten mußten, um auch dem Unbeteiligten klarzumachen, was hier auf dem Spiele stehe: „Oberherrschaft der Wirtschaft über den Staat, Festigung des Klassenstaates, Aufrollung der Fronten der Arbeiterschaft, der Arbeiterrechte und der gegenwärtigen Staatsgewalt überhaupt" — das waren nach Ansicht eines gemäßigten, nicht einmal sozialistischen Blattes die Kampfziele der Arbeitgeber. Und dem gegenüber forderte der Reichstagspräsident Löbe die „Enteignung der Industriekönige" — ein Ruf zur Sozialisierung, der von einem schwerindustriellen Blatte sofort als Kampfruf aufgegriffen wurde.

Doch nun muß Einiges aus dem recht verwickelten Verlauf des Kampfes berichtet werden. Der Kampf begann in Wirklichkeit mit der Verordnung des Reichsarbeitsministers vom 16. 7. 27, die die durchgängige Einführung des Achtstundentages, d. h. den Übergang von der zwei- zur dreigeteilten Schicht für eine ganze Reihe von Feuerbetrieben (in Gießereien, Stahlwerken, Puddel- und Warmwalzwerken, Hammer- und Preßwerken) vorsah, so wie das früher schon für Arbeiter an Hochöfen und in Kokereien geschehen war. Die Verordnung sollte am 1. 1. 28 in Kraft treten, Ausnahmen nur für schwergefährdete Betriebe unter bestimmten Bedingungen möglich sein. Der Reichswirtschaftsrat war an der Vorbereitung dieser Verordnung beteiligt gewesen. Das Gutachten des Reichswirtschaftsrates, das die Arbeitgebergruppe zum Teil abgelehnt, bei der Schlußabstimmung im Ganzen gebilligt hatte, ging in seinen Forderungen zwar nicht so weit wie die ihm folgende Verordnung, stellte aber doch ihre Grundlage dar.

Am 16. 10. 27 wandten sich die Konzerne der Großeisenindustrie mit einer Eingabe an den Reichsarbeitsminister, in der die Undurchführbarkeit der Verordnung vom 16. 7. an der Hand ausführlichen Materials aufgezeigt und ein Hinausschieben ihrer Inkraftsetzung erbeten wurde. Die würdige und sachliche Form der Eingabe wurde durch die Mitteilung unterstrichen, daß die Industrie damit beschäftigt sei, die vorbereitenden Maßnahmen für die pflichtgemäße Erfüllung der Verordnung zu treffen. Drei Bauperioden für die Umstellung der Anlagen, die notwendig ist, wenn der Übergang zum Dreischichtenbetrieb ohne Produktionsausfall geschehen soll, waren vorgesehen, Termine leider nicht genannt. Immerhin war deutlich, daß eine grundsätzliche Weigerung nicht vorlag. Gleichzeitige Verhandlungen im Reichswirtschaftsrat über die Arbeitszeitbestimmungen in dem kommenden Arbeitsschutzgesetz bestätigten diese Haltung der Arbeitgeber. In diese grundsätzlich klare, im Einzelnen sehr ungeklärte Situation kam die Kündigung des laufenden Tarifvertrages in der nordwestlichen Gruppe der Eisenindustrie seitens der Gewerkschaften. Termin: ebenfalls der 1. 1. 28. Soweit es sich bei den Forderungen der Gewerkschaften um die Durchführung der Verordnung des Reichsarbeitsministers vom 16. 7. handelte — und hier bestand innerhalb der Gewerkschaften gänzliche Einmütigkeit, allerdings auch nur hier, was die Verhandlungen erschwerte! — bedeutete ihr Vorgehen höchstens eine geringfügige Verstärkung des mit der Verordnung selbst gegebenen Druckes auf die Arbeitgeber. Den Gewerkschaften aber ging es um mehr: den freien und Hirsch-Dunckerschen Verbänden um den Achtstundentag in der Eisenindustrie überhaupt (die verarbeitende Industrie arbeitet gegenwärtig 52 Wochenstunden), allen Verbänden um einen Lohnausgleich für die durch den Übergang zur Achtstundenschicht Geschädigten, und dem freien Metallarbeiterverband darüber hinaus um eine allgemeine Lohnerhöhung (von zirka 13 %). Es war deutlich, daß die Forderungen in dieser Form von Niemandem als erreichbar angesehen wurden.

Leider gaben sie Anlaß zu einer Maßnahme, die eine außerordentliche Verschärfung der Lage herbeiführte und die Öffentlichkeit alarmierte. Schon hatten auf Veranlassung des Reichsarbeitsministers vorbereitende Besprechungen der Tarifparteien stattgefunden, die freilich zu keinem Ergebnis führten. Noch war man dabei, in einer Reihe von Betrieben auch durch die Gewerkschaften eine Nachprüfung der Verhältnisse im Blick auf die Arbeitszeitverordnung vorzunehmen, eine Nachprüfung, die übrigens in weitem Umfange die Richtigkeit der von den Arbeitgebern in ihrer Eingabe an das Reichsarbeitsministerium zu Grunde gelegten Zahlen ergab. Da machte die Leitung der nordwestlichen Gruppe dem Reichsarbeitsministerium die Anzeige der für den 1. 1. beabsichtigten Stillegung ihrer Betriebe. Andere in gleicher Weise betroffene Verbände schlossen sich an. Die Anzeige wurde schon in jenem Augenblick erstattet, um nach Ablauf der gesetzlich vorgeschriebenen Frist von vier Wochen dennoch rechtzeitig schließen zu können, immer unter der Voraussetzung der Untragbarkeit der Verhandlungsergebnisse. So durchaus dieser Schritt der Arbeitgeber juristisch und kaufmännisch begründet erscheinen konnte, so gewiß er die Arbeiterschaft in eine relativ günstige Kampflage brachte (im Falle der Stillegung wäre die Arbeiterschaft nicht auf eine Streikunterstützung ihrer Verbände angewiesen gewesen, sondern sie wäre in den Genuß der Arbeitslosenversicherungsbezüge getreten), er war kein Beweis psychologischen Verstehens der Lage; und die Versicherung, daß es sich um alles Andere, als um einen auf die Beeinflussung der Entscheidung des Reichsarbeitsministeriums zielenden Bluff handle, machte die Dinge nicht besser. An dieser Stelle wurde wie an keiner anderen die völlige Verfahrenheit der Gesamtlage deutlich. Das also konnte sich ergeben, so war der Eindruck in der Öffentlichkeit, daß in der Konsequenz des wirtschaftlichen Kampfes auf dem Boden eines einzigen Industriezweiges Hunderttausende von Arbeitern auf der Straße lagen, Millionen von Menschen unter den Druck ernster Entbehrungen gerieten. In der Tat wären die Folgen einer Betriebsstillegung in der eisenschaffenden Industrie auch für die verarbeitenden Industrien, für den Bergbau und schließlich in die Gesamtwirtschaft hinein völlig unabsehbar gewesen. Was für ein kaum noch tragbares Maß von Verantwortung bedeutete das für alle an der Entscheidung Beteiligten! Ich kann mir nicht denken, daß eine irgend beträchtliche Zahl von mit den Verhältnissen vertrauten Menschen ernstlich an den Eintritt der letzten hier auftauchenden Möglichkeiten gedacht hat. Aber die Frage, ob ein Zustand auf die Dauer haltbar ist, der solche Möglichkeiten überhaupt auftauchen läßt, ist mit großem Ernst erneut gestellt worden und bleibt gestellt. Zugegeben, daß dieser Zustand nach vielen Seiten hin wirtschaftlich bedingt ist, und voraussichtlich für lange Zeit schon aus diesem Grunde nicht völlig befriedigend gestaltet werden kann; er ist auf der anderen Seite bedingt durch eine psychologische Entwicklung, die ihn als weit bedenklicher erscheinen läßt.

Es ist zu verstehen, daß die Arbeitgeberschaft die Zwangsläufigkeit aller sozialpolitischen Entscheidungen unter der Herrschaft des bestehenden Schlichtungsrechtes als eine große Schwierigkeit empfindet, obwohl sie nicht wenig Grund hätte, für diese Dinge auch dankbar zu sein. Eins ist gerade dann nicht zu verstehen: daß sie nicht eine viel stärkere Initiative in der Richtung einer vertragsmäßigen und zwangsfreien Erledigung strittiger Fragen ohne Zuhilfenahme des staatlichen Schlichtungsapparates entfaltet. Die Stillegungsanzeige schob alle Verantwortung an die Stelle, die der Arbeitgeberschaft gerade als ungeeignet zur Übernahme echter wirtschaftlicher Verantwortung erscheint, — auf das Reichsarbeitsministerium. Sie mußte dessen Stellung festigen, statt sie zu lockern. Sie machte die ihr unmittelbar zeitlich folgenden förmlichen Tarifverhandlungen notwendig unfruchtbar. Sicherlich, es hätte Mut dazu gehört, die Streitfragen in Freiheit zu klären. Vielleicht war der Augenblick schon versäumt, in dem das Wagnis überhaupt hätte unternommen werden können. Aber daß er versäumt wurde, daß die Besprechungen mit den Gewerkschaften nicht schon im Juli, unmittelbar nach dem Bekanntwerden der ministeriellen Verordnung begonnen wurden, das kann als ein verhängnisvolles Versagen betrachtet werden. Die öffentliche Meinung hat die sachliche Haltung aller Verlautbarungen der Arbeitgeberschaft während des Kampfes wohltuend empfunden, wohltuend gegenüber mancher Aufgeregtheit in gewerkschaftlichen Äußerungen. Sie würde der Arbeitgeberschaft zweifellos das größte Verständnis entgegenbringen, ein Verständnis, das zugleich eine moralische Unterstützung bedeuten müßte, wenn diese den Mut aufbrächte, die strittigen Fragen ihrer Industriezweige vor Eintritt des Zwangsfalles in offener Aussprache mit den Arbeiterorganisationen, zweckmäßigerweise unter Hinzuziehung der Betriebsräte, anzufassen. Das würde freilich eine unbefangenere und gerechtere Einstellung zu den Gewerkschaften bedeuten, als sie heute vorhanden ist. Es ist aber kein Utopismus, anzunehmen, daß eine derartige Haltung auch eine entsprechende Umstellung der Gewerkschaften zur Folge haben würde. Vielleicht nicht sofort — das Neuartige eines solchen Vorgehens würde vermutlich gar nicht gleich begriffen — vielleicht nicht ohne Rückschläge, vielleicht nicht bis zu der den Arbeitgebern erwünschten „Handlichkeit", aber doch so, daß der Ertrag als ein Fortschritt in der Sachlichkeit der Verhandlungen und ihrer Ergebnisse spürbar würde. Es wäre ein unberechenbarer Gewinn in der Richtung einer Auflockerung der Gesamtlage gewesen, wenn man auf dem heißen Boden der Schwerindustrie einen ersten Versuch dieser Art gemacht hätte. So liefen die Dinge in der nun schon gewohnten Weise: ergebnislose Tarifverhandlungen, die schnell abgebrochen wurden, Einsetzung der Schlichterkammer und tagelanges, mühseliges Verhandeln mit nur noch sehr geringem Spielraum — inzwischen hatte der Reichsarbeitsminister die Eingabe der Konzerne vom Oktober beantwortet, und in seiner Antwort die Grenzen seiner Nachgiebigkeit gezogen —, die Schiedssprüche, ihre Ablehnung von allen Parteien (nur die christlichen Gewerkschaften stimmten dem Schiedsspruch in Sachen der Arbeitszeit zu), die Verbindlicherklärung seitens des Reichsarbeitsministers nach abermaliger, aber nur noch formeller Befragung der Parteien, glücklicherweise früh genug, um die für den Fall der Stillegung notwendige rechtzeitige Kündigung der Belegschaften zu erübrigen, die natürlich ungeachtet ihres zunächst formellen Charakters aufreizend gewirkt hätte. Das wäre ein trostloses Bild, wenn nicht der Inhalt der Schiedssprüche den Eindruck machte, daß ihnen wirkliche sachliche Arbeit zu Grunde liegt.

Das inhaltliche Ergebnis? Selten mag ein Schiedsspruch von der Kompliziertheit der beiden hier vorliegenden gefallen sein. Es gehört schon eine ganz eingehende Kenntnis aller technischen Voraussetzungen dazu, um sie in ihren Einzelheiten überhaupt zu verstehen. Eine kritische Würdigung ist für den Außenstehenden ganz unmöglich. Das Wichtigste aus dem Inhalt der Sprüche ist dies: Restlos durchgeführt wird die Verordnung vom 16. 7. in den Thomasstahlwerken. Hier waren auch die Arbeitgeber zu dem schnellsten Vorgehen bereit, freilich nicht in dem Tempo des Schiedsspruches. Ein Ausgleich wird für sie dadurch geschaffen, daß die erste Wochenschicht Sonntags abends 7 Uhr beginnt, wobei die Stunden von 7—10 Uhr mit einem Zuschlage von 75 % bezahlt werden. Die Hammer- und Preßwerke sowie die kalt einsetzenden Walzenstraßen arbeiten auch vom 1. Januar ab in zwei Schichten, doch in Schichten von nominell 8 Stunden, wobei die Erlaubnis besteht, sie nach Bedarf auf 9 Stunden effektiver Arbeitszeit zu bringen. Die Regelung der Arbeitszeit in den übrigen Stahl- und Walzwerken erfährt einen Aufschub. Sie arbeiten, sofern ein entsprechender Antrag beim Reichsarbeitsminister gestellt wird, bis zum 31. 1. 28 wie bisher. Von da an können Einzelausnahmen von der Verordnung bewilligt werden, jedoch nach eingehender Prüfung der Verhältnisse und so, daß bis zum 1. 12. 28, dem Zeitpunkt, der die Gültigkeit der jetzt getroffenen Regelung überhaupt beendet, die Umstellung völlig durchgeführt ist. In der weiterverarbeitenden Industrie, die von der Verordnung nicht berührt wird, gilt nach wie vor die 52 Stundenwoche. Alle Mehr- und Überarbeit erhält einen Zuschlag von 25 % statt von 12,5 % bisher. — Doch das greift schon hinüber in den Inhalt des zweiten Schiedsspruches, der die Lohnfrage regelt. Die Verdoppelung der Überstundenzuschläge und eine allgemeine Lohnerhöhung von 20 % gilt nach dem Schiedsspruch als Ausgleich für die seit der letzten Tarifregelung (im Frühjahr 1927) eingetretene Teuerung und die im August vorgenommene letzte Arbeitszeitverkürzung. Angesichts der jetzt eintretenden Verkürzung der Arbeitszeit hielt es der Schiedsspruch für richtig, den dadurch bedingten Lohnausfall von Arbeitern und Arbeitgebern zusam-

men tragen zu lassen; auf den Arbeitgeber entfallen bei den Stundenlöhnern 50 %, bei den Akkordarbeitern 60 % des Ausfalls. Offen spricht der Schiedsspruch aus, daß auch die Gewerkschaften die schwierige wirtschaftliche Lage der verarbeitenden Industrie sowie die Hemmungen der erzeugenden Industrie in der Preisgestaltung anerkennen; und der Inhalt des verwickelten Schiedsspruches zeugt von sorgfältigen Überlegungen der paritätisch zusammengesetzten Schlichterkammer.

Nichtsdestoweniger erklären alle Beteiligten nunmehr ihre tiefe Unzufriedenheit, zweifellos aus ehrlicher Überzeugung. Sie können das auch um so unbefangener, als der verantwortliche Dritte das Reichsarbeitsministerium ist. In dieser Wirkung liegt nichts, was gerade diesen Schiedsspruch besonders kennzeichnete. Es ist übrigens nicht klar, wie weit durch die jetzt laut werdenden Stimmen die wirkliche Stimmung der Betroffenen wiedergegeben wird. Für die Arbeiterschaft glaube ich zu sehen, daß jedenfalls die breiten Massen nicht undankbar für diesen Verlauf der ganzen Angelegenheit sind; es steht fest, daß auch im Kommunismus die Lust zu offenem Kampfe nur sehr gering war. Eins ist durch den Schiedsspruch offenbar erreicht: die deutsche Arbeiterschaft der eisenerzeugenden Industrie sieht den Augenblick nahen, in dem sie anfängt, unter denselben Arbeitszeitbedingungen zu arbeiten wie ihre Kameraden in den westlichen Eisenländern. Das ist gut. Auch die Regelung der Lohnfrage kann nicht als ungünstig betrachtet werden, wenn die gleichzeitige Belastung der Betriebe mit sehr mannigfaltigen Erhöhungen der Selbstkosten infolge des Schiedsspruches in Betracht gezogen wird. Hier bleiben zweifellos Fragen offen. Noch sind die Auswirkungen des Schiedsspruches eben wegen seiner komplizierten Gestaltung nicht zu übersehen; die Industrie übersieht sie selbst noch nicht. Für eine Reihe von Betrieben werden sie einschneidend genug sein. Es bedarf technischer Umgestaltungen, die Kapital fordern. Es bedarf der Neueinstellung von Arbeitskräften zur Durchführung des Dreischichtenbetriebes, mögen immerhin die ursprünglichen Schätzungen des Mehrbedarfs auf Seiten der Industrie hoch gegriffen sein. Die Erziehung von Facharbeitern, an denen Mangel ist, kostet zum mindesten Zeit. Die Wohnungsfrage für von auswärts heranzuziehende Arbeiter ist nicht nur eine theoretische Schwierigkeit. Die Lohnsteigerung muß angesichts der Schwierigkeiten, die eine Erhöhung der Inlandpreise für Eisen und Stahl im Blick auf die verarbeitenden Industrien mit sich bringen würde — das Auslandsgeschäft arbeitet wegen der niedrigeren Weltmarktpreise ohnedies dauernd mit Verlust — einen starken Druck in der Richtung verschärfter Rationalisierung ausüben. Ja, vielleicht liegt der wirtschaftliche Sinn der neuen Regelung geradezu darin, daß jetzt der konsequente Abschluß des von dem Konjunkturaufschwung etwas zurückgeschobenen Rationalisierungswerkes erzwungen wird.

Das Ausmaß der im Dreischichtenbetriebe möglichen Produktionssteigerung läßt sich noch nicht übersehen. Schon stellt einer der Leiter des Stahlvereins aber erneut das Ausscheiden nicht völlig rentabel arbeitender Betriebe in Aussicht. Schon macht sich der Druck des Auslandsangebotes auf dem deutschen Eisenmärkte fühlbarer als seit langem. So wird eine Beunruhigung bleiben. Aber es wäre verfehlt, ihre Ursache lediglich in den Auswirkungen des jetzt gefällten Schiedsspruches zu sehen. Zuletzt ist sie doch in der Gesamtlage begründet, die ihrerseits früher oder später dieselben Fragen aufgeworfen hätte. Es scheint die Aufgabe der Arbeiterbewegung zu sein, hier regelmäßig für das „Früher" einzutreten und damit immer wieder die kritischen Fragen der Gesamtlage zu enthüllen oder zu verschärfen. Auch sie aber wird sich in zunehmendem Maße darüber klar, daß sozialpolitische Maßnahmen allein natürlich keine Lösung dieser Fragen bedeuten; ja, vielleicht ist sie sich darüber klarer als der Teil der Arbeitgeberschaft, der allzu sehr gewöhnt ist, die Lohn- bezw. die Arbeitszeitfrage als den Punkt anzusehen, an dem am leichtesten ein Ausweg aus wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu finden ist. Hier ist auf beiden Seiten ein weites Feld erzieherischer Aufgaben. Sie werden auf beiden Seiten gesehen, wenn auch nicht überall mit derselben oder mit hinreichender Deutlichkeit. Sehr viel aber hängt davon ab, daß diese Erziehungsarbeit nicht den Wirkungen der „Eigengesetzlichkeit" wirtschaftlicher Vorgänge überlassen bleibt, sondern bewußt angefaßt wird. Manches deutet darauf hin, daß Kräfte am Werke sind, die diesen Willen haben. Die offene Frage ist, ob sie ausreichen werden, um die Gesamtlösungen rechtzeitig zu schaffen, die hier gefordert sind. Man darf die Hoffnung haben, daß der Eisenkampf dazu gedient hat, die Besinnung auf die hier nur angedeuteten Notwendigkeiten zu fördern.

Düsseldorf-Grafenberg Wilhelm Menn

Wöchentliche Chronik

Die Reichsregierung lehnt von Aschermittwoch an jede Beteiligung an geselligen Veranstaltungen grundsätzlich ab.

83 deutsche Irren- und Nervenärzte erlassen in der „Psychiatrisch-Neurologischen Wochenschrift" 49 eine Erklärung, in der es heißt: „Wir warnen dringend und ernstlich davor, den Christenglauben auch nur im geringsten in den Herzen unserer Jugend verkümmern zu lassen oder gar ihr vorzuenthalten, während er doch gerade in den Stürmen unserer Zeit der Anker ist. Die christliche Religion ist noch immer — und wird es bleiben — die Philosophie, die Psychologie, die Ethik, der Sozialismus."

Das preußische Oberverwaltungsgericht hat eine Verfügung des Bezirksausschusses aufgehoben, der in einer Streitsache des Oberbürgermeisters und Magistratskollegiums in Burg bei Magdeburg das Stimmrecht dissidentischer Magistratsmitglieder in Patronatssachen anerkannt hatte. Das Patronatsrecht könne nur von solchen Personen ausgeübt werden, welche fähig seien, sich in der kirchlichen Rechtssphäre zu betätigen.

Das Disziplinarverfahren gegen Hofprediger Bindemann in Dessau (CW 21, Sp. 1024) ist eingestellt worden, weil „kein Beweis dafür erbracht sei, daß durch die Predigt das für einen Geistlichen notwendige Vertrauen in weiten Kreisen seiner Gemeinde erschüttert sei".

Der Nassauische Landeskirchentag nahm zum Reichsschulgesetz folgende Entschließung an: „In Anerkennung des geschichtlichen Rechtes der christlichen Simultanschule in Nassau, der in ihr geleisteten wertvollen Unterrichts- und Erziehungsarbeit tritt der Landeskirchentag erneut dafür ein, daß in dem kommenden Reichsschulgesetz die nassauische Simultanschule im ehemaligen Herzogtum Nassau ungeschmälert gesichert wird und in ihrem christlichen Charakter erhalten bleibt." Ferner wurde beschlossen, daß die Universität Marburg in Zukunft ein Mitglied zu den Beratungen des Landeskirchentags entsenden solle.

Die Hessische Kirchenregierung hat in einem Schreiben an den Deutschen Evangelischen Kirchenausschuß gesagt: Es ist eine Wiedergutmachung schwerer Fehler notwendig, die im 19. Jahrhundert in Bezug auf die Beihilfe der Kirche bei Niederhaltung des aufstrebenden Lehrerstandes durch den Staat gemacht sind. Die Kirche Hessens habe schon vor der Revolution ein gutes Verhältnis zu den Lehrern gefunden. Alles das werde durch das Reichsschulgesetz einfach zu Boden geschlagen, die Kirche in chaotische Verhältnisse hineingestoßen, die für das Kirchenleben wie für die Volksgemeinschaft überhaupt die schwersten Folgen brächten. KZ 752. Vgl. Protbl. 51!

Die Mecklenburger Landessynode hat erklärt, auf das Recht der Einsichtnahme in den Religionsunterricht zu verzichten, wenn der Staat der Kirche die Sicherheit gibt, daß er die Aufsicht über den Religionsunterricht nur durch solche Fachmänner ausüben läßt, die auf dem Boden des evangelisch-lutherischen Bekenntnisses stehen; ebenso verzichte sie auf das Recht, in den örtlichen Schulverwaltungen vertreten zu sein und erhoffe eine freie Zusammenarbeit von Kirche und Religionslehrerschaft. PrBl 50

Eine Eingabe von 22 Hamburger Kirchenvorsteherinnen fordert für die Theologin das volle Pfarramt. AELKZ 51

In Lindhardt bei Naundorf in Sachsen ist ein neues Diakonissenhaus eingeweiht worden.

Jährlich laufen bei den (deutschen?) Gerichten 25 000 Anzeigen wegen Meineids ein; 10 Prozent kommen zur Verhandlung. So Paul Schlesinger (Sling) in einem Vortrag im Berliner Rathaus. FrkfWksft 298

In der Schrift von Meerfeld „Das Programm der Sozialdemokratie", Vorschläge für seine Erneuerung (Vorwärtsverlag) wird zu Punkt 6 des Erfurter Programms (Religion ist Privatsache) gesagt: „Die Zahl der Parteigenossen, die Religion mit überlegenem Lächeln abtun und den gläubigen Christen für das Überbleibsel des finstern Mittelalters halten, hat stark abgenommen. Wir haben die Kraftstoffelei Ludwig Büchners überwunden, wenigstens halten wir sie nicht mehr für der Weisheit letzten Schluß. Wir haben heute auch größeres Verständnis für die metaphysischen Bedürfnisse sehr zahlreicher Menschen und erkennen, daß die Wurzeln und Nährquellen der Religion außerordentlich kräftig sind — trotz aller naturwissenschaftlichen Kenntnisse. Wir wissen, hier handelt es sich um ganz unwägbare Dinge, und um Fragen, denen rein verstandesmäßig niemals beizukommen ist."

Die Danziger „Neuesten Nachrichten" 271 teilen mit, daß sie über sportliche Veranstaltungen an Karfreitag und Totenfest nicht mehr berichten, weil die ernsten Tage seelischer Einkehr durch die im Sport liegende Betonung der Lebensfreude nicht verändert werden dürfen.

England. Common Prayer Book — siehe oben Sp. 3 ff.

Durch Annahme der neuen Kirchenartikel der Aargauischen Staatsverfassung ist die evangelische reformierte Landeskirche zu einer öffentlich rechtlichen organisierten Körperschaft erhoben worden.

Die Generalsynode der Gereformeerden Kerken in Holland verhandelte gegen den Pfarrer Brussaard von Bloemendaal wegen der Anklage, daß er die buchstäbliche Auslegung der Urgeschichte nicht teile. Brussaard unterwarf sich und versprach in Zukunft alles zu glauben, was man von ihm verlange. Dagegen wurde Dr. van Leeuwen in Harkema Opeinde erklärt, daß er kein Diener der Kirche sein könne: er hatte in einer wissenschaftlichen Studie die Meinung geäußert, daß die Schlange im Paradiese der Teufel selbst gewesen sei, und war von seinem Amte deshalb suspendiert worden *).

*) Das sollte uns einer unserer holländischen Leser ein wenig deutlicher machen. D H

Die etwa 50 000 Seelen zählenden evangelischen Polen in Tschechisch-Schlesien haben sich organisiert und sich eine Verfassung gegeben, die aber von der Tschechischen Regierung nicht bestätigt worden ist.

Das polnische Wirtschaftskomitee der vereinigten christlichen Organisationen in Lodz veranstaltete einen Gottesdienst für ein günstiges Ergebnis der Lodzer Stadtratswahlen, zu dem alle katholischen Polen eingeladen waren.

Der polnische Staatspräsident besuchte in Krakau nach dem katholischen auch den evangelischen Gottesdienst. Die katholische Kirche hatte, da der Besuch an einem Freitag stattfand, mit Rücksicht auf das Festessen das Fastenverbot aufgehoben.

In Rumänien greift eine evangelische Bewegung um sich, an deren Spitze Archimandrit Scriban und einige andere Priester stehen. In Bukarest gibt es 14 Mittelpunkte dieser Bewegung. Eine neue Bibelübersetzung ist veröffentlicht worden. RKZ 49

Der Präfekt von Bozen hat angeordnet, daß künftig alle Grabinschriften nur in italienischer Sprache gehalten sein dürfen. FZ 875

Der Erzbischof der Diözese Udine, Rossi, der fünf Priester durch die Faszisten verhaften und verschicken ließ, ist vom Papst abgesetzt; die Regierung erkannte jedoch die Absetzung und die Bestätigung des Verwesers nicht an. Der Papst will den Erzbischof vor das Heilige Offizium berufen, um ihn seiner Priesterwürde zu entkleiden.

Die aus Paix et liberté in CW 16 übernommene Mitteilung über die Beteiligung des Papstes am Kasino in Monte Carlo wird vom Regensburger Anzeiger als Verleumdung bezeichnet. CD 50

Carmen Baden, die in einer Diskussion mit Nachbarinnen geäußert hatte, daß Maria nach der Geburt Jesu noch Söhne und Töchter gehabt habe, und deshalb zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt worden war, sitzt ihre Strafe im Gefängnis zu Segovia ab. Ihr kleines Besitztum, in dem sie eine 14jährige Tochter zurückließ, ist mit Beschlag belegt, um die 1000 Peseten betragenden Kosten des Prozesses zu bestreiten. RKZ 48

Lord Halifax, der Förderer der anglikanisch-römischen Annäherungsbestrebungen ist vom Papst nicht empfangen worden.

Baldwin ist eine Erklärung mit 129 000 Unterschriften von Personen überreicht worden, die sich verpflichtet haben, im Falle eines Krieges jede Form von Dienstpflicht oder Kriegsarbeit zu verweigern. VZ 295

Während der ersten fünf Monate dieses Jahres wurden in Leningrad 9681 Ehen und 7255 Scheidungen in die Register eingetragen.

Vom 28. April bis 15. Mai 1928 findet eine vom „Komitee für die Veranstaltung evangelischer Sonderfahrten in das Heilige Land" veranstaltete Palästinareise statt. Preis 1050 Mark. Anmeldung an das Orientreisebüro A. W. Kaiser u. Co. Düsseldorf, Mendelsohnstraße 9.

Die direkte Dampferlinie von Triest nach Jaffa ist wegen Aufhören der zionistischen Einwanderung aufgehoben worden.

Die finnische Mission unter den Ovambo in Südwestafrika hat auf 14 Hauptstationen 19039 Gemeindeglieder gesammelt. Sie hat 7 eingeborene Pastoren, 7 eingeborene Lehrerinnen, allein in der nördlichen Landschaft Oukaanjama 166 Schulstellen mit 4830 Schulkindern. 1926 wurden 1703 Erwachsene und Kinder getauft, 568 konfirmiert, 266 Paare getraut; 9116 Kommunikanten, dagegen nur 166 Todesfälle. Heimat (Windhuk) 11

China. Der Süden unter Führung der Kuomintang besitzt sein Ideal, seine Idee im Programm Sun-Yat-Sen's „Drei Grundlehren von der Welt". Der Norden hat jetzt auch ein Gedankenziel bekommen durch das Manifest Tschang Tso-Lin's: Li soll wieder beobachtet werden! Darin sind die auf das klassische Altertum, auf den Himmel und auf die Natur zurückgehenden Regeln begriffen, welche das Verhalten zu den Lebendigen und zu den Toten und zu den göttlichen Mächten regeln, die ewigen Gesetze, durch deren Beobachtung sich der Mensch richtig in den Willen des Himmels, in den Lauf des Tao einordnete, zu deutsch etwa „Riten". Ein „Amt zur Regelung der Riten" wird neu aufgerichtet: für Opfer-, Begräbnis-, Verkehrs-, Hochzeits-, militärische u. a. Zeremonien, auch alte Musik. „Friede und Ordnung wird dann im Lande regieren." Vgl. Schüler FZ 939

Von Personen. Berufen: GR. Professor D. Alfred Bertholet in Göttingen für AT (als Nachfolger Greßmanns) nach Berlin; Professor D. Hans Schmidt in Gießen für AT (als Nachfolger Gunkels) und Professor Lic. Hermann Dörries in Tübingen für KG (als Nachfolger von Loofs) nach Halle; Pfarrer Lic. Martin Werner in Kreuchthal für systematische Theologie (als Nachfolger Lüdemanns) nach Bern; Pfarrer Adolf Schädelin in Bern für Praktische Theologie (als Nachfolger Lauterburgs) ebenda. Promoviert: Oberpfarrer Georg Arndt-Berlin zum Dr. jur. h. c. von Erlangen; Pfarrer Georg Lasson in Berlin zum D. von Berlin. Gewählt: Pfarrer Fritz Philippi in Wiesbaden zum Kirchenrat. Zurückgetreten: Bischof Brent als Bischof der amerikanischen protestantischen Episkopalkirchen in Europa. E St

Verschiedenes

Eine Gewissensfrage

Vor dem Weihnachtsfest machte die Frankfurter Zeitung 937 folgende Bemerkung:

„Hunderttausende von deutschen Familien kennen noch immer die Sorge als ihren täglichen Gast. Dennoch kann kein Zweifel sein: es gibt wieder eine ziemlich breite Schicht in Deutschland, deren Einkommensverhältnisse so ausreichend und gesichert sind, daß für sie wirklich kein Anlaß besteht, sich einem grundsätzlichen Pessimismus hinzugeben, der heute merkwürdigerweise gerade in solchen Kreisen wieder vielfach im Schwange ist. So gut und notwendig die Sparsamkeit ist, besonders die in der eigenen Lebensführung, so betrüblich wäre es, wenn, wie es manchmal den Anschein hat, mit solcher pessimistischen Begründung von Kreisen, denen es wirklich nicht schlecht geht, darauf verzichtet würde, Freude zu bereiten und Wohltätigkeit zu üben, was gerade zu Weihnachten seit undenklichen Zeiten eine schöne und gern geübte Pflicht war. Der Umfang der Wohltätigkeit ist heute aus mancherlei Gründen in Deutschland sehr viel geringer, als er früher selbst in schlechten Zeiten gewesen ist. Aber gerade die Erkenntnis der Not, die noch immer herrscht, sollte alle die, die dazu in der Lage sind, veranlassen, sich zu prüfen, ob ihnen jetzt beim Weihnachtsfeste für diese freiwillige Selbstbesteuerung nicht eine höhere Veranlagung möglich ist. Gewiß, Jeder muß selbst wissen, was er geben kann und geben will. Aber Jeder sollte gegen sich selber mißtrauisch werden, wenn ihn gerade in einem Augenblick, da solche Gedanken an ihn herantreten, pessimistische Ansichten über die künftige Wirtschaftsentwicklung überkommen und seine Tasche zu schließen drohen."

Inwieweit trifft dieser Vorhalt auch die christlich-kirchlichen, inwieweit auch unsre Kreise? Wenn vor 30, 40 Jahren in der CW eine Bitte ausgesprochen wurde, flossen die Beiträge reichlich. Heute wagt man kaum einen solchen öffentlichen Appell. Wie wenig Herzen und Hände haben sich geregt, als wir in Nr. 24 für die Herrnhuter Mission Fürsprache taten! Heute liegt unserm Blatt ein Aufruf unsrer Ostasienmission (des AEPMV) bei, seiner ärztlichen Mission mit einer Beisteuer zu gedenken. Auf wie viele Leser oder Leserinnen wird das Eindruck machen? Dabei wissen doch die Meisten, daß dieser Missionsverein auf unser Verständnis und unsre Gaben mit angewiesen ist. Nun gehört unser Leserkreis ja nicht eben zu denen, die einen Überfluß an irdischen Gütern zu beklagen haben. Aber wenn die Werke des brüderlichen Gemeinsinns daheim und der weitausschauenden Menschenliebe draußen auf diese Bevorzugten warten sollten, wären sie längst kaput. Immer und überall haben die bescheidenen Mittel derer die Werke getragen, denen nach Sprr. 30,8 ihr Teil beschieden ist. Mag es noch so knapp zugehn in unsern Beamtenkreisen, schätzen wir das sichere Einkommen und die Aussicht auf Altersversorgung hoch genug ein? Und wieviel wir tun mögen, geht es nicht, daß wir noch mehr tun? Oder daß wir die Kündigung unsrer Beiträge, die wir schon für unvermeidlich hielten, unterlassen? (Ich rede nicht von VFCW.)

Die Werke der innern und äußeren Mission, die caritativen und humanen Werke aller Art müssen bestehen. Und sie bedürfen dazu unsrer Beiträge. Unsrer „Opfer" sagt man. Ganz gewiß, für Manchen ist es ein Opfer. Aber Viele ziehen schon zurück, ehe die Hilfeleistung noch für sie zum Opfer geworden ist.

Wie also steht es — ich sage nicht: mit der Opferwilligkeit, ich sage: mit der Hilfsbereitschaft — unsrer deutschen evangelischen Christenheit für die öffentlichen freien Werke des Glaubens und der Barmherzigkeit heute? Es gibt gewiß darüber Statistisches, das wir nicht kennen. Geht es aufwärts oder abwärts?

Aber der Einzelne soll nicht auf solche Statistik warten. Er soll sein Herz und sein Gewissen fragen. Von so manchem Werke gilt: es muß leben, wir nicht. R

Merianbücher

Zum achten Male läßt Gerhard Merian seine „366 Gedanken und Gedichte deutscher Denker und Dichter" ausgehen. Lauter kurze Worte, die Zahl 366 zeigt, wozu gesammelt und dargeboten. Das neueste Büchlein heißt **„Weite"**. Die früheren: „Über den Dingen" „Leuchte" „Heute" „Trotzdem" „Dein Weg" „Der Ruf" „Du und die Welt". Ich meine, man spürt schon an den Titeln, welches Geistes Kind der Erfinder dieser Büchlein ist. Verlag Gerhard Merian, Stuttgart-Degerloch. In sehr verschiedenen Einbänden. R

Versammlungskalender

29. Januar — 5. Februar Evangelische Reichserziehungswoche
24. März — 8. April Welt-Missions-Konferenz Jerusalem
10.—12. April Evangelischer Reichselterntag Magdeburg
29.—31. Mai Evangelisch-Sozialer Kongreß Dresden
23. Juli—5. Aug. Sexualethische Schulungswoche der Mitternachtsmission Hamburg
16.—22. August Internationaler Pressetag Köln
19.—26. August Lutherisches Einigungswerk Hamburg-Altona
24.—30. August Weltkongreß für Freundschaftsarbeit der Kirchen Prag
3.— 5. Oktober Bund für Gegenwartchristentum Eisenach

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Eine Mutter, die sich um ihren Sohn sorgt, schreibt an den Verfasser:

„... Darf ein Mensch Ihnen aus so tiefem Herzen für Ihr Buch*) danken, wie nur ganz bewegte Freude danken kann. Sie haben einem Menschen, der nahe daran war, dem katholischen Werben und seiner heißen Unruhe für seine Kinder eine sichere innerste Versorgtheit in allem christlichen Suchen zu geben, zu unterliegen, mit dieser lebendigen Tat eine große befreiende Zufuhr von Kraft und Wind in die seelischen Segel geblasen. Gott segne Sie für dies Buch! Ich glaube, es konnte für das ganz allgemeine heftige Suchen unserer Zeit zu keiner besseren, aber auch dringend letzten Stunde geschrieben werden ..."

★

*) Theodor Kappstein: Emil Frommel. Ein Gottesfreund für unsere Zeit. Mit zwei Bildern und einem Faksimile. In Ganzleinen acht Mark. Leopold Klotz Verlag, Gotha

Am 5. Januar feierten wir den 100. Geburtstag Emil Frommels

Demnächst erscheint in der Sammlung

Liturgische Blätter

für Prediger und Helfer

herausgegeben von

Rudolf Otto, Gustav Mensching, René Wallau

Reihe II, Heft 4:

Konfirmationsfeiern

Preis etwa zwei Mark

Wir stehen vor einer sehr ernsten und darum ernst zu nehmenden Konfirmationsnot. Praktische Vorschläge der verschiedensten Art zu ihrer Überwindung bietet dieses Heft. Es versucht, dem Suchen nach einer endgültigen Form Material anzubieten. Sicherlich wird es sich wie die früheren Hefte der Sammlung wieder als ein wertvolles Hilfsmittel bei der gottesdienstlichen Arbeit erweisen.

Leopold Klotz Verlag / Gotha

Martin Luther

Predigten

Ausgewählt und mit einem Nachwort versehen

von

Friedrich Gogarten

556 Seiten. Geheftet 12.—, in Leinen 15.—

Diese Ausgabe von Luthers Predigten will ihnen kein geschichtliches Denkmal setzen, sie will den gewaltigen Unterschied zwischen der heutigen Predigt und der Predigt als der Verkündigung des Wortes Gottes, wie es aus Luthers Predigten spricht, sichtbar machen. Dadurch zieht Luther in die neueste Theologie ein, und es zeigt sich in überraschender Weise die Verwandtschaft mit dem Denken der neuesten Richtung, die auch Gogarten vertritt. Der Prädestinationsglaube Luthers, im Zeitalter der liberalen Theologie völlig unbeachtet, lebt heute wieder auf und wird den Protestantismus der kommenden Jahrzehnte entscheidend bestimmen. Auch Gogarten liefert einen wertvollen Beitrag zur Frage der Verkündigung in dem inhaltsreichen Nachwort zu seiner Ausgabe von 38 Lutherpredigten. An Luther kann man lernen, was predigen heißt. Seine Predigten sind „gegenständlich" durch ihre durchaus gegenwärtige Beziehung sowohl auf das Evangelium wie auf die Hörer. Das mündliche Wort des Predigers ergeht als Anspruch an den Hörer, hineingreifend in einen bestimmten geschichtlichen Augenblick, doch so, daß nicht dieser Mensch auf der Kanzel über den Hörer verfügen will, sondern daß er reden muß, weil er selbst hört auf den Anspruch Gottes.

Eugen Diederichs Verlag in Jena

Freunde der Christlichen Welt

Zerbst, 17. Januar und Dessau, 18. Januar:
D. Mensing: „Gerhart Hauptmanns Weltanschauung".

Wir suchen einen **Pastor** für das **Staatliche Krankenhaus in Hamburg-Barmbeck** (etwa 2000 Kranke). Er muß sich verpflichten, die Seelsorge für die etwa 900 Taubstummen in Hamburg mit zu übernehmen und zu diesem Zweck die Laut- und Gebärdensprache zu lernen. Gehalt RM 6100.— bis 11 500.—; auswärtige Dienstjahre werden angerechnet. Meldungen von Geistlichen nicht über 35 Jahre bis zum 31. Januar 1928.

Ferner suchen wir zum 1. April 1928 **mehrere Hilfsprediger.** Meldungen bis zum 15. Februar 1928.

Der Kirchenrat der Evangelisch-lutherischen Kirche im Hamburgischen Staate
Hamburg 1, Jakobikirchhof 26.

Hilfsprediger

gesucht für **Pößneck,** 15 000 Einwohner, Industriestadt in Thüringen, an der Bahnlinie München-Saalfeld-Leipzig. Vergütung nach Gruppe 7 oder 9 je nach Ablegung der 1. oder 2. Prüfung. Meldungen mit Zeugnissen baldigst erbeten an

Oberpfarrer **Ullrich** in Pößneck i. Thür.

In der evangelischen Gemeinde **Wiener-Neustadt** (Niederösterreich) ist eine der beiden **Vikarstellen** neu zu besetzen. Bewerbungen, auch von Kandidaten mit nur einer Prüfung, sofort erbeten an

Pfarrer **Matthaei,** Wiener-Neustadt, Bismarckring 4.

Einbanddecken

für den 41. Jahrgang

sind in gleicher Ausführung wie in früheren Jahren — grau mit Leinenrücken, schwarzem Aufdruck und starkem weißen Vorsatzpapier — zum Preise von nur

1 Mark 50 Pfennig

zuzüglich 20 Pf. für Porto bei direkter Zusendung zu haben.

Etwa fehlende Nummern des Jahrgangs können die Nummer für 75 Pf. nachgeliefert werden.

Einbanddecken der letzten Jahre sind in wenigen Stücken noch vorrätig.

Bestellungen im Laufe des Januar erbeten.

Leopold Klotz Verlag / Gotha

Heimatglockenjahrbuch — **Sankt Jörg** — 136 S. 4.80 M.

Predigtbuch — **Vom gegenwärtigen Christus** — 158 S. 7.— M.

Heimatglockenverlag Henneberg Thür.
Postscheckkonto Leipzig 41 804.

Anerkannt beste Bezugsquelle für

billige böhmische Bettfedern!

1 Pfund graue, gute, geschlissene Bettfedern 80 Pfg, bessere Qualität 1 M., **halbweiße,** flaumige 1 M 20 und 1 M 40; **weiße,** flaumige, geschliss. 1 M 70, 2 M, 2 M 50, 3 M; feinste, geschlissene **Halbflaum-Herrschaftsfedern** 4 M, 5 M, 6 M, halbweiße Daunen 5 M, weiße 7 M, hochfeine 10 M. Versand jeder beliebigen Menge **zollfrei** gegen Nachnahme von 10 Pfd. an franko. Umtausch gestattet oder Geld zurück. Muster und Preisliste kostenlos.

S. Benisch in Prag XII., Americká ul. Nr. 26/1128, Böhmen.

SÖREN KIERKEGAARD

EIN UNVERÖFFENTLICHTES PORTRÄT SOWIE FAKSIMILE EINES LIEBESBRIEFES AN REGINE OLSEN ENTHÄLT

UNSER ALMANACH

DER RUPPRECHTPRESSE AUF DIE JAHRE NEUNZEHNHUNDERTSECHSUNDZWANZIG BIS ACHTUNDZWANZIG

Ferner zahlreiche unveröffentlichte Beiträge und Bilder, darunter C. F. Meyer, Ein Hochzeitscarmen; Jean Paul, ein Jugendbrief; unbekannte Photographien von Schelling und Gregorovius. Außerdem mit Beiträgen von H. Füssli, Karl Wolfskehl, Emil Preetorius, Tim Klein, Johannes Alt usw., mit Bildern des Schweizer Malers H. Füssli, japanischer Graphik usw. Der drucktechnisch vorzüglich ausgestattete Almanach bietet in jedem Beitrag eine kleine literarische Köstlichkeit und gereicht jedem Bücherfreund zur Freude.

64 Seiten 8° und 14 Bilder
PREIS M —.75

VERLAG C. H. BECK MÜNCHEN

Berlin W 56
Oberwallstr. 16 a

Gabbe's Lehranstalten mit Internat.
Abitur, O.II.R., Theolog.-Ex., Oberl.-Ex.
Latinum, Graecum, Hebraicum,
Physikalisch-chem. Laboratorium.

Die Verlobung unserer Kinder **Hans** und **Margarethe** teilen wir hierdurch unseren Freunden mit

Pfarrer D. Dr. **Paul Jaeger** u. Frau **Marie** geb. **Wachs**
Freiburg i. Br.

Professor D. **Paul Glaue** u. Frau **Helene** geb. **Bulß**
Jena

Margarethe Glaue
Apothekerassistentin

Hans Jaeger
Gerichtsassessor

Weihnachten 1927

Marie Lotz
Heinrich Ködding, Lehrer
Verlobte

Weihnachten 1927

Marburg, Haus Rade — Niederasphe, Kreis Marburg

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich vier Mark, im Auslande vier Mark plus Porto nach dem jeweiligen Postiarif. Einzelpreis der Nummer 75 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182. Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 21. Januar

Dieser Nummer liegt ein **Aufruf für ärztliche Mission in China** bei, um dessen Beachtung gebeten wird.